Jakob

Athen und Sokrates

Edwin Morton.

Athen und Sokrates.

DREI VORLESUNGEN

GEHALTEN ZU FRAUENFELD

VON

DR. E. TH. JÄKEL.

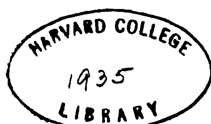
DER REINERTRAG IST FÜR DIE DURCH DAS ERDBEBEN BESCHÄDIGTEN WALLISER BESTIMMT.



FRAUENFELD.

VERLAGS-COMPTOIR.

1855.



DRUCK VON E. KIESLING IN ZÜRICH.

INHALT.



Erste Vorlesung.

Das Thema dieser Vorlesungen ist der Geschichte des alten Griechenlands entnommen und trägt zwei Namen an der Stirn, die zu den bekanntesten des Alterthums gehören. Wer hätte nicht von Athen, wer nicht von Sokrates gehört! Jenes die erste Stadt Griechenlands, dieser sein berufenster Philosoph. Offenbar hat kein Dichter und Redner, kein Held und Staatsmann aus jener an grossen Namen so reichen Zeit bei der Nachwelt eine solche Popularität erlangt, als der einfache, aber furchtlose Sittenlehrer, der von dem delphischen Orakel für den weisesten seiner Zeitgenossen erklärt wurde und zuletzt sein Leben durch den Giftbecher endete. So bekannt indessen der athenische Weise zu sein scheint, so wage ich doch zu behaupten, dass er in mancher Hinsicht noch sehr unbekannt sein dürfte. Es ist ihm ein grosser Name geblieben, das ist wahr; aber das ist auch fast Alles. Fragen wir nach den nähern Umständen seines Lebens, nach der Tendenz seines Strebens und nach den Ursachen seines Todes, so wird nur der Historiker und Philolog von Beruf darauf Bescheid zu geben wissen. Die Mehrzahl weiss im Allgemeinen nur, dass Sokrates in Athen lebte und lehrte, dass er nach Wahrheit und Tugend strebte, dass er in Folge dessen Händel mit den Sophisten hatte und dass er endlich den Tod des Verbrechers erleiden musste. Aber warum er so endete und wer die Schuld davon trug, darüber herrschen vielfach unklare Begriffe. „Sokrates ging

unter durch Sophisten“, sagt einer unserer Dichter und sagen mit ihm viele unserer Geschichtschreiber. Das ist jedoch nur halbwahr. Die Sophisten waren allerdings des Sokrates Feinde; aber sie hätten allein seinen Sturz nie zuwege gebracht, wenn nicht wichtige politische Gründe hinzugetreten wären, die das möglich machten, was Neid und Hass sonst vergeblich versucht hätten. Sokrates fiel zum guten Theile mit als ein Opfer des politischen Argwohns, wie denn auch in die Verurtheilung Christi die Politik mit hineinspielte, nur mit dem Unterschiede, dass Christus als Revolutionär verurtheilt wurde, während Sokrates als Reactionär hingerichtet ward, ohne dass weder der Eine noch der Andere das gewesen wäre, was man eigentlich mit diesen Namen bezeichnet, sofern nämlich, um das Eine oder das Andere zu sein, nicht blos der Gedanke, sondern die That dazu erforderlich ist. Wenn sich übrigens zwischen Sokrates und Christus eine gewisse Aehnlichkeit herausfinden lässt, so ist doch diese Aehnlichkeit zwischen den Richtern Beider keineswegs vorhanden. Die Nachwelt soll gerecht nach allen Seiten sein; sie sei es auch gegen die Richter des Sokrates! Wie sehr man auch den tragischen Tod des edlen Mannes bedauern mag, so verdienen seine Richter doch nicht den Abscheu, den ihnen vielleicht Mancher allzubereitwillig zollt. Ich werde im Verlauf meiner Vorträge zeigen, dass sehr viel Zwingendes in den Verhältnissen lag, dass die Richter unter dem Einfluss der öffentlichen Meinung und des Zeitgeistes handelten und dass es hauptsächlich Sokrates selbst war, der seine Freisprechung unmöglich machte. Seine Richter waren Menschen und haben, wenn man so will, menschlich gefehlt; aber sie waren keine Bösewichter, keine blutdürstigen Ungeheuer. Ehe ich jedoch zu diesem interessanten Prozess selbst übergehe, ist es nothwendig, dass ich einen Abriss der athenischen Geschichte vorausschicke.

Athen's Geschichte bis auf Sokrates.

Das eigentliche Griechenland bestand bekanntlich aus drei Theilen: aus Hellas oder Mittelgriechenland, das in acht Landschaften zerfiel, aus dem Peloponnesos oder der südlichen Halbinsel, die ebenfalls acht Landschaften umfasste, und aus Nordgriechenland mit den beiden Landschaften Thessalien und Epirus. Dazu müssen noch gerechnet werden die zahlreichen Inseln im Archipelagus und im ionischen Meere, sowie die Kolonien in Thracien und Macedonien, in Kleinasien, Afrika, Italien und Sicilien. Die Bewohner aller andern Länder hiessen Barbaren, was ursprünglich nichts anderes bedeutet, als Fremde.

Gemeinsame Sprache uud gemeinsame Religion, diese festesten Bindemittel einer Nation, verbanden die Griechen zu einem Gesammtvolke, obwohl sie aus verschiedenen Stämmen zusammengesetzt waren, von denen jeder seine Eigenthümlichkeit und seinen Dialekt hatte. Die vornehmsten dieser Stämme waren der dorische und der ionische. Was die politischen Einrichtungen betrifft, so bildete jede Stadt für sich ein republikanisches Gemeinwesen. Die stammverwandten Städte einer Landschaft vereinigten sich gewöhnlich zu einem Städtebunde mit der bedeutendsten Stadt als Bundesstadt an der Spitze. Alle diese staatlichen Gemeinschaften aber fanden ihren nationalen Mittelpunkt in dem Amphiktyonenbund, der sich zweimal im Jahr versammelte und die Aufgabe hatte, die Zwistigkeiten unter den einzelnen Staaten zu schlichten und etwaige Verletzungen des Völkerrechtes zu ahnden. Eine weitere Einrichtung, die darauf berechnet war, den Nationalsinn rege zu halten, waren die grossen Nationalkampfspiele, die in bestimmten Zwischenräumen in Olympia, Delphi, Korinth und Ne-

mea gefeiert wurden und wobei alle Griechen von Nah und Fern zusammenströmten.

Die griechische Geschichte in der Blüthenperiode der griechischen Freiheit dreht sich hauptsächlich um die Staaten von Hellas und dem Peloponnes. Die Inseln und Kolonien konnten keine selbstständige oder wenigstens keine hervorragende Rolle spielen. Die nordgriechischen Landschaften Thessalien und Epirus traten erst später etwas in den Vordergrund, und noch später schwang sich Macedonien empor. In Hellas und dem Peloponnes aber waren es vorzugsweise zwei Staaten, welche ein Uebergewicht über die andern behaupteten: Athen und Sparta.

Athen, von dem mythischen Heros Theseus gegründet, war die Hauptstadt der kleinen Landschaft Attika in Hellas. Anfangs stand es unter der Herrschaft von Königen, unter der es aber nicht sonderlich prosperirte. Es vertauschte das Königthum mit der Republik, und nach manchen innern Kämpfen und Stürmen erhielt es endlich durch Solon im Jahr 594 v. Chr. G. eine Verfassung, welche der Grundstein zu seiner nachmaligen Grösse wurde. Diese Verfassung ruhte auf demokratischer Basis. Hierdurch schon gerieth Athen in principiellen Gegensatz zu Sparta, welches von seinem Gesetzgeber Lykurgos aristokratisch organisirt war und sogar zwei erbliche Könige an der Spitze hatte, deren Machtbefugnisse freilich sehr beschränkt waren. Zu der Verschiedenheit der politischen Institutionen gesellte sich, um den Gegensatz zwischen Sparta und Athen vollständig zu machen, noch die Stammesverschiedenheit. Die Spartaner waren Dorier, die Athener Ionier. Der Charakter des dorischen Stammes war rauh und streng. Tapferkeit und Kriegsruhm galten als höchstes Ziel des Mannes. Darum war die Erziehung lediglich auf Uebung der Körperkräfte, auf Ausbildung im Waffendienst, auf Entfaltung aller

kriegerischen Eigenschaften gerichtet. Der Charakter der Ionier war milder und universeller, ihr Sinn bildsam und empfänglich. Auch sie schätzten und übten die körperliche Kraft; aber daneben vernachlässigten sie nicht die Pflege des Geistes. Lykurg schloss alle Künstler, Gelehrte und Kaufleute von seinem Staate aus; Solon machte die Unterweisung in Künsten und Wissenschaften bei der Jugenderziehung obligatorisch, und die Beschäftigung mit Handel uud Gewerben war ihm nicht allein nichts Unehrenhaftes, sondern erhielt durch seine Gesetzgebung noch Aufmunterung. So wurde Sparta, was es in seiner starren Einseitigkeit werden musste: ein Kriegerstaat, während in Athen sich alle Richtungen der menschlichen Thätigkeit auf das Freieste entfalteten und der griechische Geist zur herrlichsten Vollendung reifte.

Einem solchen Volke, wie den Athenern, konnte nur die demokratische Staatsform frommen; andere, als demokratische Einrichtungen würden seinen Aufschwung gehemmt haben. Darum brach sich auch der demokratische Geist, als die eigentliche Lebensbedingung des athenischen Staatswesens, trotz aller Reaction, die zu verschiedenen Zeiten dagegen versucht wurde, immer siegreich Bahn. So vermochte z. B. die Alleinherrschaft, welche der eben so kühne, als schlaue Pisistratus (540) an sich zu reissen wusste und bis an seinen Tod behauptete, den Zug des öffentlichen Geistes nicht abzuändern. Seine Tyrannei, die übrigens mit Milde geübt wurde, war ein vorübergehendes Uebel und hinterliess keine nachhaltigen Spuren. Das auf kurze Zeit zurückgedrängte Freiheitsgefühl schwoll nur noch höher an und überfluthete bald nach dem Tode des Usurpators seine Dämme. Von den Söhnen des Pisistratus fiel der Eine, Hipparchos, unter den Dolchen des Harmodios und Aristogiton; der Andere, Hippias, wurde vertrieben (510) und floh zu den Persern, die er zum Kriege gegen sein Vaterland reizte. In Athen aber

wurde die Demokratie wiederhergestellt und von dem Volksführer Klisthenes im siegreichen Kampfe mit der aristokratischen Faktion weiter ausgebildet.

Um die Wiederkehr jeder Tyrannei unmöglich zu machen, führte Klisthenes den Ostracismus oder das Scherbengericht ein. Dadurch erhielt jeder Bürger das Recht, jährlich auf die Scherbe oder Schaale einer Seemuschel den Namen Desjenigen zu schreiben, der durch sein überwiegendes Ansehen, selbst durch sein Verdienst, verdächtig und der Freiheit und Gleichheit gefährlich erschien. Hatte Jemand 6000 Stimmen gegen sich, so musste er, ohne weitern Grund und ohne dass er sich vertheidigen durfte, auf zehn Jahre die Stadt verlassen. Der Verbannte verlor jedoch weder seine Ehre, noch sein Vermögen. Er sollte nur seinen Mitbürgern durch längere Abwesenheit entfremdet werden, damit er seinen Einfluss nicht missbrauche zum Nachtheil der Volksfreiheit. Dieses Loos traf nur ausgezeichnete Männer, und als zu den Zeiten des Perikles durch ein geschicktes Manöver des letztern eine minder bedeutende Persönlichkeit davon betroffen wurde, ward der Ostracismus nicht mehr geübt; denn für unbedeutende und ungefährliche Menschen war er nicht gemacht. Das erste Opfer des Scherbengerichts soll übrigens, beiläufig gesagt, Klisthenes selbst gewesen sein.

Man hat den Ostracismus vielfach getadelt und jedesmal, wenn er geübt wurde, vom Undank der Republik gesprochen. Aber ganz ist das Prinzip, auf dem er beruhte, nicht zu verwerfen. Möglich, dass die Athener in ihrem Misstrauen oft zu weit gingen; aber sicher ist, dass dieses Misstrauen sie vor der Wiederkehr der Tyrannei bewahrte. Man kann in der Dankbarkeit gegen grosse Männer auch oft zu weit gehen. Die Geschichte nennt uns gar viele Helden und Staatsmänner, die erst ihrem Vaterlande ausgezeichnete Dienste leisteten und dann, als

sie sahen, dass man, berauscht von ihrem Ruhme, ihnen Alles gewährte, Alles nachsah, das Vaterland selbst in die Tasche steckten. Natürlich; Gelegenheit macht Diebe, wie das Sprichwort sagt, und die Timoleons und Washingtons sind immer seltener als die Cäsars, Cromwells und Napoleons.

Zur Zeit des Klisthenes nahm Athen schon einen bedeutenden Rang unter den ihm zunächst gelegenen Staaten ein; aber es hatte noch keine allgemein-griechische Bedeutung. Diese erlangte es erst in den Perserkriegen. Grosse Gefahren sind befruchtenden Gewittern vergleichbar: sie entwickeln und zeitigen die schlummernde Kraft. Nur das Schwache wird von dem Sturm der Ereignisse hinweggeweht; das Starke und wahrhaft Tüchtige erhält und behauptet sich und zieht aus dem erfolgreichen Widerstande neue Kraft zum Leben und Gedeihen. Dies bewährte sich auch an Athen, als die asiatischen Horden des Königs Darius über das Meer herüberkamen und ganz Griechenland, in erster Reihe aber Athen selbst, mit Knechtschaft bedrohten. Kleine Seelen hielten damals den Untergang der Stadt für unvermeidlich. Nicht so Miltiades, dessen grosser Sinn seine Mitbürger auf die Höhe der Umstände erhob. An der Spitze einer kleinen, aber von ächter Vaterlandsliebe begeisterten Schaar von 10,000 Mann warf er sich, ohne die spartanische Hülfe abzuwarten, auf den zehnfach überlegenen Feind, schlug ihn in der unsterblichen Schlacht von Marathon aufs Haupt und jagte ihn in wilder Flucht auf seine Schiffe zurück. Es konnte nicht fehlen, dass diese heldenmüthige That, die in das Jahr 490 v. Chr. G. fällt, die staunende Bewunderung von ganz Griechenland auf sich lenkte, und in Wahrheit, sie kann nicht genug gepriesen werden. Athen siegte bei Marathon nicht blos für sich, auch nicht allein für Griechenland, es siegte für die Bildung der ganzen Welt, ja der spätesten Geschlechter. Dies war ein wirklicher Kampf der Civilisation

gegen die Barbarei, nicht ein solcher, wie er sich heutzutage fälschlich mit diesem Namen schmückt.

Von da an stand Athen in der öffentlichen Meinung von Griechenland ebenbürtig neben Sparta, dem man bis dahin allein so Grosses zugetraut hatte. Der Held von Marathon, Miltiades, trat zwar bald darauf vom Schauplatz ab; aber sein Platz im Staate blieb nicht unbesetzt. Athen hatte damals keinen Mangel an grossen Männern, wie ihn überhaupt keine wahrhaft grosse Zeit je haben wird. Zwei hervorragende Persönlichkeiten rangen gleichzeitig nach dem höchsten Einfluss in der Republik: Aristides, der Führer der Eupatriden oder Vornehmen, ein Mann, mit den höchsten republikanischen Tugenden geschmückt, und Themistokles, weniger rein und tugendhaft, aber bei weitem genialer, gross als Feldherr, grösser noch als Redner und Staatsmann. Für diese beiden Männer hatte Athen nicht Raum genug; denn, um mit Lessing zu reden,

Der grosse Mann braucht überall viel Boden
Und mehrere, zu nah gepflanzt, zerschlagen
Sich nur die Aeste.

Einer von Beiden musste weichen, und Aristides war es, der unterlag. Er wurde durch das Scherbengericht verbannt. Themistokles lenkte nun allein das Ruder des Staats, und es war zum Heile des Ganzen, dass in der wichtigen Periode zwischen dem ersten und zweiten Perserkrieg gerade er die politische Allmacht übte. Nie hat ein Staatsmann schärfer in die Zukunft gesehen, nie einer entscheidender auf die Entwicklung seines Volkes eingewirkt, als Themistokles. Er war es, der Athen seinen wahren Beruf zeigte, indem er es auf das Meer hinwies. Dort zeigte er ihm sein Brod und seine Schätze, dort seine Macht und seine Grösse. Aus den Einkünften der Bergwerke, die sonst alljährlich unter die Bürger vertheilt wurden, schuf er eine Flotte, und die nächste Zukunft rechtfertigte seine

Vorsorge auf die glänzendste Weise. Denn die Flotte war es, die bei dem zweiten gewaltigeren Einbruch der Perser unter Xerxes (480 v. Chr. G.) Griechenland rettete. Die ruhmvolle Seeschlacht bei Salamis muss fast ganz allein als das Werk des Themistokles betrachtet werden. Denn wenn auch ein Spartaner den nominellen Oberbefehl über das vereinigte griechische Geschwader führte, so war doch Themistokles der factische Oberbefehlshaber, der alle Dispositionen traf. Dies fühlten nicht nur seine Mitfeldherren, von denen jeder das naive Geständniss ablegte: er habe zwar das Meiste zum Siege beigetragen, nach ihm aber gebühre dem Themistokles das meiste Lob; dies fühlte auch ganz Griechenland, denn als Themistokles bald nachher bei den olympischen Spielen erschien, erhoben sich bei seinem Eintritt ins Amphitheater alle Anwesende von ihren Sitzen, um dem Retter des Vaterlandes ihre Achtung und Ehrfurcht zu bezeugen. In diesem schönen Momente fühlte sich der grosse Mann nach seinem eigenen Geständniss mehr als belohnt für alle seine Anstrengungen um Griechenland.

Mit dem Siege von Salamis hatte übrigens Themistokles den Höhepunkt seiner öffentlichen Wirksamkeit erreicht. Von da an neigte sich sein Gestirn zum Untergang. Noch zwei wichtige Dienste leistete er Athen, den einen, indem er es, trotz der eifersüchtigen Einsprache Sparta's, mit hohen, festen Mauern umgab und den Hafen Piräus mit der Stadt verband, den andern, indem er die Demokratie dahin erweiterte, dass auch der letzten Classe von Bürgern das Recht zu Staatsämtern verliehen wurde. Dann fiel er als ein Opfer des Misstrauens, das gegen seinen Ehrgeiz rege ward, und in Folge spartanischer Intriguen. Aus seiner Vaterstadt verbannt, musste er in demselben Persien eine Zuflucht suchen, das er bei Salamis so namenlos gedemüthigt hatte, und Artaxerxes, der damalige Beherrscher des Reichs, war grossmüthig genug, ihn dies nicht

entgelten zu lassen, sondern ihm die Theilnahme zu schenken, die man der gefallenen Grösse unter allen Umständen schuldig ist. Die Neuzeit scheint freilich in diesem Punkte anders zu denken, als das Alterthum. Denn als der Schlachtenheros unsers Jahrhunderts, Napoleon, nach der Niederlage bei Waterloo bei seinen Feinden, den Engländern, ein Asyl suchte und sich dabei auf das Beispiel des Themistokles berief, ahmten diese nicht das Beispiel des Perserkönigs nach, sondern antworteten dem Schutzflehenden mit dem Kerker von Helena.

Am politischen Himmel von Athen leuchtete jetzt wieder der Stern des Aristides. Aristides war, als dem Vaterlande durch den Einfall des Xerxes Gefahr drohte, freiwillig aus der Verbannung zurückgekehrt und hatte seine Dienste anerboten, die denn auch sowohl von Themistokles, als dem athenischen Volke freudig angenommen worden waren. Er hatte sodann die Schlacht von Salamis mitgekämpft. Im folgenden Jahre (479) commandirte er das athenische Heer, das in Gemeinschaft mit den Spartanern unter Pausanias und den übrigen griechischen Contingenten die von Xerxes zurückgelassene Landmacht der Perser in der Schlacht bei Platää vernichtete, an dem gleichen Tage, wo der Athener Xanthippos und der Spartaner Leotychidas bei Mykale an der kleinasiatischen Küste über ein anderes persisches Heer einen vollständigen Sieg erfochten. Es war dies eine schöne Siegesperiode für Griechenland, wohl geeignet, die edelsten Kräfte der Nation zu wecken. Besonders wichtig aber war sie für Athen; denn das erlangte jetzt die Hegemonie, und zwar hauptsächlich durch Aristides.

Unter allen Staaten Griechenlands hatte einer immer eine Art Vorrang, der sich dadurch äusserte, dass der betreffende Staat den Vorsitz bei gemeinsamen Berathungen führte, die Leitung der Angelegenheiten bei gemeinsamen Unternehmungen und das Obercommando im Kriege hatte. Diesen Vorrang nannte

man Hegemonie, d. h. Oberanführung, und diese Hegemonie hatte bis jetzt Sparta geübt. Einer der damaligen spartanischen Könige aber, Pausanias, war ein stolzer und hochfahrender Mann, der die griechischen Bundesgenossen nicht wie freie Männer, sondern wie Knechte behandelte. Der Sieg bei Platää hatte ihm schon bedeutend den Kopf verdreht, und als ihm vollends die Einnahme von Byzanz in Thracien, der letzten persischen Besitzung in Europa, gelang, war gar nicht mehr mit ihm auszukommen. Er verleugnete die einfachen Sitten Sparta's, entfaltete einen orientalischen Luxus und legte einen Uebermuth und eine Härte gegen seine Waffenbrüder an den Tag, wie sie mehr einem persischen Satrapen, als einem Anführer von Republikanern geziemte, der doch immer nur der Erste unter Gleichen ist. Gegen ein solches Benehmen stach nun die einfache Grösse des Aristides, die Milde und Leutseligkeit seines Charakters, die Uneigennützigkeit und strenge Gerechtigkeitsliebe, die er stets bewies, sehr vortheilhaft ab. Dazu kam, dass Pausanias in den Verdacht gerieth, geheime Unterhandlungen mit den Persern zu betreiben, während die Vaterlands- und Freiheitsliebe des Aristides über jeden Zweifel erhaben war. Kurz, Alles vereinigte sich, um die Bundesgenossen eben so sehr zu Aristides hinzuziehen, als sie sich von Pausanias verletzt und abgestossen fühlten. Sie wählten daher den Ersteren im Lager von Byzanz einstimmig zu ihrem Oberanführer. So kam die Hegemonie an Athen.

Damit war ein weiterer Schritt verbunden, der in der Folge ebenfalls sehr wichtig für Athen wurde. Auf den Vorschlag des Aristides wurde nämlich beschlossen, für den Fall eines künftigen Vertheidigungskrieges gegen fremde Eroberungssucht eine Bundescasse zu errichten, damit es im Augenblicke der Gefahr nicht an Geldmitteln fehle. Jede Stadt und Insel verpflichtete sich, einen jährlichen Beitrag in diese Casse zu ent-

richten, und die Höhe dieses Beitrags zu bestimmen, übertrug das allgemeine Vertrauen dem Aristides, welcher sich denn auch dem Schatzungsgeschäft mit grosser Unparteilichkeit und Billigkeit unterzog. Dieser allgemein-griechische Schatz, Hellenotamia genannt, wurde anfangs auf der Insel Delos im Tempel des Apollon verwahrt und von zehn athenischen Schatzmeistern verwaltet. Später wurde er nach Athen selbst verlegt, und da das gedemüthigte Persien nicht daran denken durfte, je wieder einen Angriff gegen Griechenland zu wagen, so erhielten die Beiträge der Bundesgenossen allmählig auch eine andere Bestimmung. Sie verwandelten sich nämlich einfach in ein Schutzgeld, in einen Tribut, der an Athen gezahlt und zum Vortheile Athens verwendet ward. Diese Einnahme war aber nicht unbedeutend. Unter Aristides betrugen jene Jahresbeiträge 460 Talente. Dabei blieb es aber nicht. Perikles trieb sie auf 600 Talente hinan, und Alcibiades schraubte sie sogar auf 1000, ja, wie Plutarch behauptet, auf 1300 Talente hinauf. Ein Talent war nach Barthelemy's Berechnung 1445 Thaler oder 5775 Franken. Böckh nimmt in seinem Werke über den „Staatshaushalt der Athener“ die runde Summe von 1500 Thalern oder zirka 6000 Franken an, und ihm folge ich bei allen spätern Geldangaben. Schlagen wir also die Beiträge der Bundesgenossen auf jährlich 1000 Talente an, so ergiebt dies 6 Millionen Franken. Diese Summe ist aber nicht mit dem Maassstabe von heute zu messen, wo der Werth des Geldes so sehr gesunken ist. Damals hatte das Geld, wie Schlosser nachweist, den sechs- bis achtfachen Werth, und mit 6 Millionen konnte man gerade so viel ausrichten, als heutzutage mit 40 oder 50 Millionen.

Aristides hatte somit seiner Vaterstadt einen grossen Dienst erwiesen. Er hatte ihr die Hegemonie verschafft und das, was die Hegemonie behaupten konnte, die Geldmittel. Und er, der Verwalter so grosser Reichthümer, starb arm, so arm, dass er

auf Staatskosten beerdigt und seine Töchter aus Staatsmitteln ausgesteuert werden mussten. Aristides ist eins der schönsten Beispiele antiker Tugend. Er setzte seinen Stolz darein, arm zu sein, während er den Staat reich und mächtig machte.

Nach seinem Tode fiel die erste Rolle im Staate dem Cimon zu, eines grossen Vaters grossem Sohne. Denn Cimon's Vater war Miltiades, der Held von Marathon. Aristokrat von Geburt und mit irdischen Gütern reich gesegnet, ermangelte doch Cimon der Popularität nicht, und dies verdankte er ausser seiner militärischen Tüchtigkeit hauptsächlich seiner Freundlichkeit und Freigebigkeit. Seine Gärten waren nie verschlossen, und jeder Athener konnte, wenn's ihm beliebte, Früchte von seinen Bäumen brechen; an seiner Tafel fand jeder Hungrige einen Platz und in seiner Garderobe jeder Dürftige ein Kleid. Cimon war weniger Staatsmann, als ein biederer, tapferer Soldat. Er setzte den Krieg gegen die Perser auf deren eigenem Gebiete fort, erfocht über ihre Flotte und ihr Landheer den glänzenden Doppelsieg am Flusse Eurymedon (469), befreite dadurch die kleinasiatischen Griechen vom persischen Joch und breitete die Herrschaft Athens am Hellespont und auf den Inseln des Archipels aus. Aber seine Vorliebe für Sparta, die er mit allen Aristokraten von Athen theilte, entfremdete ihm endlich die Herzen seiner Mitbürger.

Sparta war damals im Kriege mit den empörten Heloten und Messeniern begriffen und kam dabei ziemlich in's Gedränge. Da beschwor Cimon seine Mitbürger: sie möchten doch einem so berühmten Staat, der sich so grosse Verdienste um Griechenland erworben, nicht durch Sklaven untergehen lassen. In der That liessen sich die Athener willig finden, den Spartanern ein Hülfscorps zu schicken, dessen Commando Cimon übernahm. Aber die Spartaner trauten den demokratischen Athenern nicht und fürchteten wohl gar, dass sie gelegentlich gemein-

schaftliche Sache mit den Rebellen machen könnten. Sie schickten also Cimon und seine Hülfstruppen wieder nach Hause, mit dem höhnischen Bemerken: sie getrauten sich allein mit ihren Feinden fertig zu werden. Diese Zurückweisung betrachteten die Athener nicht mit Unrecht als einen Schimpf, und Cimon, der zu der Expedition gerathen, musste deren Misslingen entgelten. Er wurde auf zehn Jahre verbannt, aber schon nach fünf Jahren zurückgerufen, weil Athen inzwischen mit andern Staaten, darunter auch mit Sparta, in Händel gerathen war und sich in seiner Bedrängniss des Verbannten erinnerte.

Cimon kam zurück, schlichtete die Händel und wandte dann alle Kraft des Staates wieder gegen den Erbfeind, gegen Persien, dessen Flotte er noch einmal in einer grossen Seeschlacht bei Cypern vernichtete. Bald nach dieser Waffenthat (449) fiel er bei der Belagerung einer cyprischen Festung, nachdem er die persische Flagge von allen griechischen Gewässern vertrieben hatte. Von da an hatte Griechenland nichts mehr von Persien zu fürchten, desto mehr aber von der innern Zwietracht, die nun nicht mehr durch die Besorgniss vor dem gemeinsamen Feind in heilsamen Schranken gehalten wurde. Die Eifersucht zwischen Sparta und Athen, die schon zu manchen kleinen Reibungen geführt hatte, drohte endlich mit einem grossartigen Ausbruch, den nur die vollendete Staatskunst des Perikles noch auf unbestimmte Zeit hinauszuschieben wusste.

Perikles hatte schon während der Verbannung des Cimon Einfluss gewonnen; noch mehr trat er nach dessen Tode in den Vordergrund. Er gehörte zu den bevorzugten Sterblichen, auf welche Natur und Glück ihre Gaben in verschwenderischer Fülle ausschütten. Er war reich an Geisteskraft, reich an pekuniären Mitteln und von edelster Abkunft. Sein Vater war Xanthippos, der Sieger von Mykale; seine Mutter stammte aus dem Geschlecht der Alkmäoniden, der ältesten und berühmtesten

Familie Athens. Jener Klisthenes, der den Ostracismus eingeführt hatte, war ihr Oheim. Perikles hielt weder zu den Aristokraten, deren Häupter nach Cimon's Tode Tolmidas und der ältere Thucydides waren, noch zu den eigentlichen Demagogen, als welche sich Ephialtes, Leokrates und Myronides gerirten. Er machte seinen Weg mitten zwischen Beiden hindurch. Wenn wir das Majestätische seines Wesens, das Gebieterische seines Auftretens, seine gelehrten und künstlerischen Neigungen, endlich die stolze Absonderung, in der er sich von den übrigen Athenern hielt, in Betracht ziehen, so dürfen wir wohl annehmen, dass ihm die Regierung einer aristokratischen Republik oder noch besser die Alleinherrschaft vorzüglich zugesagt hätte. Aber Perikles war zu geistvoll, um nicht einzusehen, dass weder für aristokratische, noch für monarchische Gelüste Athen der geeignete Boden sei. Die solonische Verfassung war in Blut und Saft des Volkes übergegangen; die Demokratie war festgewurzelt, und an ihre Entwicklung knüpften sich die schönsten Erinnerungen der Vergangenheit, das Gedächtniss der Heldenkämpfe gegen Persien. Der Weg der Freiheit war über Leichen gegangen, und aus der blutigen Saat war ein Geschlecht erwachsen, welches der Geist der Todten zu gleichen Gesinnungen und zur Bewahrung des theuer Errungenen entflammte. Nicht Demokrat sein, hiess in Athen entweder sich zur Unbedeutendheit verurtheilen, oder sich erfolglosen Kämpfen und grossen Gefahren aussetzen. Perikles fühlte zu sehr seinen innern Beruf, um auf die öffentliche Wirksamkeit zu verzichten. Er schlug also die Richtung ein, die ihn allein in Athen emporbringen konnte, d. h. er trat als entschiedener Verfechter der Volksherrschaft auf. Aber die Demagogie war ihm nur Mittel, nicht Zweck. Die aristokratische Partei, die ihm hemmend entgegentrat, wurde niedergeschmettert. Ihr Führer, Thucydides, des Milesios Sohn, musste in die Verbannung, und nun übte Perikles, ohne ein

öffentliches Amt zu bekleiden, blos durch die Kraft seines Geistes und die Macht seiner wunderbaren Beredsamkeit über das unruhigste und auf seine Freiheit eifersüchtigste Volk der Erde eine Allgewalt aus, wie sie kaum je ein Fürst über seine Unterthanen geübt. Er lenkte die Herzen der Athener wie Wasserbäche. Was er rieth, das geschah; wen er anklagte, der wurde verurtheilt; wen er vertheidigte, der kam unfehlbar frei. Seine Mitbürger pflegten von ihm zu sagen: er trage den Donner und Blitz auf seiner Zunge; ja, sie nannten ihn nicht anders, als den Olympier. Leider sind uns die Reden dieses grossen Staatsmannes nicht aufbewahrt, denn Perikles war nicht Schriftsteller. Nur drei Bruchstücke besitzen wir, die uns sein Zeitgenosse, der jüngere Thucydides, des Oloros Sohn, aufbehalten hat. Das bekannteste davon ist eine Leichenrede, die Perikles im Auftrag des Staates über die in den ersten Kämpfen des peloponnesischen Krieges Gefallenen hielt. Diese Rede muss als ein Meisterstück von Würde und erhabener Gesinnung bezeichnet werden. Die Wirkung, die sie auf die Zuhörer machte, war nach dem Ausspruch des Thucydides eine tiefergreifende. Die ganze Versammlung war gerührt und die Mütter der Gefallenen drängten sich mit Thränen in den Augen nach der Rednerbühne und bedeckten den Redner mit Kränzen.

Unter Perikles erreichte Athen die höchste Stufe der Macht und des Glanzes. Ueberzeugt, dass nichts die Staaten fester an einander bindet, als Gleichheit der politischen Grundsätze, erhob Perikles die Demokratie auch für die Bundesgenossenstaaten zum Staatsprinzip. Er unterwarf ihre Verfassungen einer Revision, passte sie dem Muster von Athen an und führte die nöthig werdenden Veränderungen theils auf friedlichem Wege, theils, wo man hartnäckig widerstrebte, mit Gewalt ein. So war er z. B. genöthigt, gegen die Insel Samos mit den Waffen einzuschreiten, um die Demokratie zu begründen.

Athen war unter Perikles Weltstadt. Tausend Städte und Inseln zahlten Schutzgeld an dasselbe; seine Segel bedeckten die Meere; der Handel liess hier seine goldenen Ströme ausmünden; eine rege Gewerbthätigkeit verbreitete Wohlstand und Flor, und um das Leben zu erheitern und zu vergeistigen, entfaltete sich in unendlicher Fülle und geordneter Mannigfaltigkeit zugleich die Blume der Kunst. Die Stadt zählte nach Böckh's Berechnung über 10,000 Häuser und hatte eine Bevölkerung von 180,000 Menschen. Darunter waren aber nur 20,000 Bürger; das übrige waren Nichtbürger, Fremde und Sklaven. Auf die Bergwerke rechnet Böckh 20,000 Arbeiter und auf das übrige Attika 300,000 Einwohner. Im Kriege stellte Athen 13,000 Hopliten oder Schwerbewaffnete für den Felddienst, 16,000 für Besatzungen und zur Vertheidigung der Stadt, ferner 1200 Reiter und berittene Bogenschützen, 1600 Schützen zu Fuss und eine Flottenbemannung von 60,000 Mann. Also beinahe 92,000 Mann schickte Athen in's Feld. Dazu kamen dann noch die Contingente der Bundesgenossen. Um hier gleich ein Wort über die Soldverhältnisse zu sagen, füge ich bei, dass der Hoplite oder Schwerbewaffnete täglich ausser der Beköstigung 4 Obolen oder 60 Centimes erhielt, der Reiter das Doppelte. Bei gefährlichen oder mühevollen Feldzügen wurde der tägliche Sold des Fussgängers auf 2 Drachmen oder 1 Franken 75 Centimes erhöht; der Reiter erhielt auch hier wieder das Doppelte. Die Hauptleute beim Fussvolk und die Rittmeister bei der Reiterei bekamen nur das Doppelte des Gemeinensoldes, der General nur das Vierfache. Dies Geld hatte aber, wie gesagt, den achtfachen Werth des unsrigen.

Die jährliche Staatseinnahme betrug 34 Millionen Franken; 40 Millionen gemünztes Geld wurden binnen sieben Jahren als Ersparnisse in den Schatz gelegt. Ausserdem besass man noch 3 Millionen Franken an heiligem Geräth in Gold und Silber.

Dazu kamen noch die aufgehäuften Schätze der Hellenotamia, der Bundeskasse, die Perikles zum erstenmal flüssig machte, um — freilich nicht im Sinne der Gründer, aber doch im höhern geistigen Interesse der Gesammtheit — Athen mit den herrlichsten Werken der Baukunst zu schmücken, deren Trümmer noch heut die Bewunderung der Welt erregen und an deren edlen Formen sich der verschnörkelte Geschmack der modernen Architektonik wieder geläutert hat. Unter den vielen Prachtbauten, die Perikles aufführen liess, nenne ich nur das Odeon, den Marmortempel der Siegesgöttin, das Erechtheion, das Parthenon und die Propyläen. Die letztgenannten vier Bauwerke befanden sich auf der Akropolis, der Burg von Athen, und sie würdig zu schildern, bedürfte es allein eines Abends. Hier genüge die Bemerkung, dass sie, sowohl was Architektur, als Malerei, Sculptur und Bildhauerarbeit betrifft, das Vollendetste waren, was das Alterthum je gesehen hatte. Man wird das begreiflich finden, wenn ich hinzufüge, dass Perikles allein auf den Bau der Propyläen, d. h. der Vorhallen zur Akropolis, 2012 Talente oder beinahe 13 Millionen Franken verwandte. Ich folge hier wieder der Angabe Böckh's. Schlosser giebt sogar 10 Millionen Gulden oder 21 Millionen Franken an, welche Zahl mir indess etwas zu hoch gegriffen scheint. Dieser Bau dauerte fünf Jahre. Die Bildsäule der Pallas Athene, der Schutzgöttin der Stadt, die im Parthenon aufgestellt wurde, kostete eine Viertelmillion Franken. Sie war von dem berühmten Phidias, der sich bereits durch die Statue des olympischen Zeus verewigt hatte, in Gold und Elfenbein ausgeführt.

Bedeutende Summen nahmen auch die kolossalen Befestigungen der Häfen Piräus und Munychia in Anspruch. Beide waren in einem Umkreis von anderthalb deutschen Meilen mit Mauern umgeben, welche Themistokles angefangen, aber nur auf die Hälfte der Höhe gebracht hatte. Perikles vollendete

sie. Sie waren aus Quadern, ohne Kitt, mit eisernen Klammern zusammengefügt, 60 Fuss hoch und so breit, dass zwei Wagen in entgegengesetzter Richtung darauf hin und herfahren konnten. Stadt und Burg waren wieder besonders befestigt und Stadt und Hafen durch die sogenannte „lange Mauer“ verbunden, welche ebenfalls Themistokles angelegt, jedoch erst Cimon vollendet hatte. Diese lange Mauer bestand aus zwei Parallelmauern, den sogenannten „Schenkeln“, die 40 Stadien oder 1 deutsche Meile lang waren, und der phalerischen Mauer, die eine Länge von 35 Stadien hatte und zum Theil auf morastigem, mit Felsblöcken ausgefülltem Grunde erbaut war. Alle drei Mauern waren überdies mit Dächern versehen, damit die Vertheidiger von oben geschützt wären.

Denke man sich zu diesen theils erhaben-schönen, theils riesenhaften Werken noch die vielen öffentlichen Gebäude, die theils schon vorhanden waren, theils damals entstanden, wie z. B. die Schiffswerfte, deren Herstellung 6 Millionen Franken gekostet hatte, das grossartige, von Philon erbaute Seezeughaus, die Versammlungs-, Gerichts- und Marktplätze, die herrlich geschmückten Hallen, das Pompeion, das Prytaneion, den Tholos, das Rathhaus und andere Gebäude für die Staatsbehörden, die grosse Menge Tempel, darunter den prachtvollen Theseustempel und das Olympion, das herrliche Theater, die Ringschulen, Gymnasien, Stadien, Hippodrome, Wasserleitungen, Brunnen und Bäder, und man wird einen ohngefähren Begriff von dem Athen des Perikles bekommen.

Nach einer solchen Stadt, wo Derartiges geschaffen und geboten wurde, drängten sich nicht nur die Reisenden aller Länder, um die Wunder der Kunst zu bestaunen; es sammelten sich hier auch die talentvollsten Männer von Nah und Fern, um sich auszubilden und Ehre und Ruhm zu suchen. So ward Athen die Sonne, deren wohlthätige Strahlen ganz Griechenland

erleuchteten und erwärmten, die Lehrerin der Wissenschaften und aller edlen und freien Künste, die Erzieherin der Zeitgenossen und der Nachwelt. Es hat kaum je eine Periode in der Geschichte gegeben, die so viele ausgezeichnete Geister hervorgebracht hätte, als die 60 Jahre, die zwischen der Schlacht von Marathon und dem Anfang des peloponnesischen Krieges liegen. Ich will Sie nicht mit einer langen Aufzählung von Namen ermüden; aber einige der berühmtesten muss ich denn doch nennen. Als *Geschichtschreiber* erwarben sich unvergänglichen Ruhm Herodotos von Halikarnassos und Thucydides; als *Hymnendichter* glänzte Pindaros von Theben, als *Tragödiendichter* Aeschylos, Sophokles und Euripides, als *Lustspieldichter* Aristophanes, Eupolis, Epicharmos, Phrynichos und Pherekrates, als *Philosophen* Anaxagoras, Sokrates und Demokritos von Abdera, als *Rhetor* Lysias, als *Arzt* Hippokrates von Kos, als *Bildhauer* Phidias und seine Schüler Alkamenes und Agorakritos, dann Polykletos und Myron, als *Maler* Zeuxis und Parrhasios, Mikon, Polygnotos und Aglaophon von Thasos, Pauson von Kolophon, Lysippos von Aegina, Brietes von Sikyon, als *Baumeister* Xenokles, Koroibos, Kallikrates, als *Steinschneider* Myus und Akragas, als *Elfenbeinschnitzer* Myrmekides. Wer gedächte nicht bei dieser Fülle von berühmten Namen, denen sich wenigstens noch 40—50 kaum minder bedeutende anreihen liessen, der tiefempfundenen Worte Platen's:

Freiheit, selbst wenn stürmisch und wild, weckt mächtigen Genius.
Mög' es bezeugen Athen, mög' es bewähren Florenz,
Wo man, während sie stand, aufwuchern Talent an Talent sah;
Aber sie fiel und zugleich alle Talente mit ihr.

Die Katastrophe, auf die der Dichter hier anspielt, trat freilich noch nicht mit dem Beginn des peloponnesischen Kriegs, sondern erst hundert Jahre später ein mit der Schlacht von

Chäronea, wo die Freiheit Griechenlands unter den Sarissen der rohen Macedonier verblutete. Im Laufe dieser hundert Jahre traten noch viele ausgezeichnete Männer auf, namentlich Philosophen und Redner, auch Dichter und Historiker, Bildhauer und Maler, selbst Helden und Staatsmänner; aber sie sprossten nicht mehr so üppig hervor, drängten nicht mehr in so unmittelbarer Folge auf einander, wie in den Zeiten der Perserkriege und der periklëischen Periode, diesen glücklichsten Epochen Griechenlands und Athens.

Dass das athenische Volk, indem es nur Vollendetes sah und hörte, seinen Geschmack und sein Urtheil bildete, ist eben so erklärlich, als bekannt. Attische Bildung und attische Feinheit waren weithin berühmt. Attisches Salz ist heute noch sprüchwörtliche Bezeichnung für Geist und Witz. Der gute Geschmack war in Athen zu Hause. Die schöne griechische Sprache erhielt hier ihre künstlerische Vollendung, und der attische Dialekt erhob sich zur Schriftsprache Griechenlands. Der Bildhauer und Maler, der Musiker und Sänger fand hier ein Publikum von Kennern, der dramatische Dichter und darstellende Künstler einen Zuhörerkreis, wie ihn sich Schiller im Prolog zum „Wallenstein“ wünscht, einen Kreis,

> Der, rührbar jedem Zauberschlag der Kunst,
> Mit leisbeweglichem Gefühl den Geist
> In seiner flüchtigsten Erscheinung hascht.

So sehr überhaupt unsere Zeit in Kunst und Wissenschaft fortgeschritten sein mag, so dürfen wir uns doch nicht dem Wahne hingeben, als hätten wir die Alten in allen Punkten überholt. Der Unterschied zwischen uns und jenen liegt hauptsächlich darin, dass unsere Bildung eine Fachbildung ist, während die der Griechen eine allseitige war. Wir vertiefen uns in ein besonderes Feld der körperlichen oder geistigen Thätig-

keit und lassen die übrigen unbebaut liegen. Der Grieche dagegen bildete alle Fähigkeiten, körperliche wie geistige, gleichmässig, harmonisch aus. Die Summe des Wissens war allerdings damals geringer. Aber was man wissen konnte, das war gewiss Eigenthum des gebildeten Atheners. Er wusste im Staats- und Heerwesen, in der Justiz und Administration so gut Bescheid, wie in der Literatur und Kunst, und es dürfte daher die Bemerkung Schlosser's nicht ganz ungerechtfertigt erscheinen, dass, was die Totalität der Bildung anbelangt, selbst der Ausgezeichnetste der Jetztlebenden nicht mit dem einfachsten Athener um die Palme der Menschheit ringen könnte.

Doch es ist Zeit, zur Geschichte zurückzukehren. Gleichwie die Blume gerade in ihrer reizendsten Schönheit dem Verwelken am nächsten ist, so auch Athen in der Periode des Perikles. Es brach nämlich noch bei Lebzeiten des Letzteren jener brudermörderische Krieg aus, der eben so verderblich auf Griechenland wirkte, als der 30jährige Krieg auf Deutschland, und der fast eben so lange dauerte, als dieser, nämlich 27 Jahre (von 431—404). Es war dies der sogenannte peloponnesische Krieg oder der Kampf zwischen Sparta und Athen um die Hegemonie. Perikles hatte das Ungewitter lange kommen sehen und es nur noch eine Weile durch Bestechung aufzuhalten gewusst. Durch seine Hände gingen jährlich etwa 60,000 Fr. nach Sparta, mit welchem Gelde dort die einflussreichsten Männer bestochen wurden. In den Staatsrechnungen wurden diese Summen unter der Rubrik „zu nöthigen Ausgaben“ aufgeführt; das erste Beispiel von geheimen Fonds! Aber selbst dieses Mittel wollte auf die Länge nicht mehr verfangen. Die Ursachen häuften sich, Gewicht hing sich an Gewicht, und der Ausbruch des Kriegs erfolgte. Er theilte Griechenland in zwei Theile. Die Inseln und Kolonien hielten zu

Athen, der griechische Continent meist zu Sparta. Nach dieser Zusammensetzung der Streitkräfte kann man auch den anfänglichen Gang des Krieges bemessen. Sparta behauptete das Uebergewicht zu Lande, Athen das zur See, und so kam es lange zu keiner Entscheidung.

Unglücklicherweise für Athen brach im zweiten Jahre des Kriegs in dieser Stadt die Pest aus, welche furchtbare Verheerungen anrichtete und unter Andern auch den Perikles wegraffte, den Einzigen, welcher das Staatsschiff durch die tobende Brandung zu steuern verstanden hätte. Nach seinem Tode fiel die Gewalt in die Hände eines wilden Demagogen, des Gerbers Kleon, der übrigens so wenig Felle gerbte, als der Züricher Bürgermeister Hans Waldmann, der ursprünglich seines Zeichens auch ein Gerber war. Kleon mag nicht ganz so schlimm und unfähig gewesen sein, als er von dem ihm abholden Thucydides in seiner sonst vortrefflichen Geschichte und von dem Spötter Aristophanes in seinem Lustspiel: „Die Ritter" geschildert wird; aber keinenfalls war er der Mann, welcher der Nachfolger eines Perikles sein und die Stelle ausfüllen konnte, die dieser grosse Geist eingenommen hatte. Athen konnte sich daher Glück wünschen, als es mit der Schlacht von Amphipolis zugleich seinen Kleon verlor. Kleon blieb nämlich in dieser Schlacht, in der er das athenische Heer commandirt hatte, und zugleich mit ihm fiel der talentvolle spartanische Feldherr Brasidas. Nach diesem blutigen Treffen, das im neunten Jahre des Kriegs (422) geliefert wurde und in dem auch Sokrates als Hoplite mitfocht, gelang es dem friedliebenden Nicias, der jetzt in Athen einen momentanen Einfluss erlangte und als Aristokrat auch bei den Spartanern wohlgelitten war, einen Frieden zu vermitteln, dessen Hauptbedingung war, dass Alles von beiden Seiten in den Zustand vor dem Kriege gesetzt werden sollte (421). Dieser Friede, zum Andenken an seinen Stifter der Friede des Ni-

cias genannt, war auf 50 Jahre geschlossen. Aber er sollte nicht so lange dauern!

In Athen lebte damals ein junger Mann, mit grossen Vorzügen begabt und mit noch grössern Fehlern behaftet. Dies war Alcibiades, der Schüler des Sokrates. Von brennendem Ehrgeiz beseelt, bedurfte er des Kriegs, um emporzukommen. Da aber mit Sparta Friede war, so beredete er die Athener zu einer Unternehmung gegen die blühende und fruchtbare Insel Sicilien. Er stellte die Eroberung derselben als sehr leicht dar. Habe man einmal, meinte er weiter, erst Sicilien, so unterwerfe man sich auch Italien; dann setze man nach Afrika hinüber und erobere Karthago; sei aber Athen einmal im Besitz dieser Länder, wer könne ihm dann noch widerstehen? Kurz, er entrollte einen förmlichen Plan zur Weltherrschaft, malte ihn mit den glühendsten Farben der Phantasie aus und wusste seine Mitbürger so sehr für das Project zu begeistern, dass sie in der That die Expedition beschlossen. Diese Expedition gegen Sicilien war die Krimexpedition der Athener; sie wurde der Wendepunkt ihres Glücks. Das schönste Heer, das je aus den Thoren Athens marschirt war, schiffte sich auf einer prachtvollen Flotte von 134 Schiffen ein (415). Feldherren waren Alcibiades, Nicias und Lamachos. Die Fahrt ging glücklich von Statten, und auch die Landung ward ohne Hinderniss bewerkstelligt. Selbst eine Stadt, Catana, das sicilische Eupatoria, wurde besetzt. Aber damit hatten die Fortschritte der Invasionsarmee ein Ende. Ihr Missgeschick begann damit, dass die Seele des Unternehmens, Alcibiades, vom Heere abberufen ward, um sich gegen eine in seiner Abwesenheit erhobene Anklage wegen Religionsfrevel und hochverrätherischer Umtriebe zu verantworten. Alcibiades, der sich entweder nicht rein fühlte oder der sonst seinen Mitbürgern nicht viel Gutes zutraute, that zwar, als wolle er dem Staatsbefehl gehorchen, floh aber heimlich nach

Italien, kehrte dann in tiefster Verborgenheit nach Griechenland zurück, und als er hier vernahm, dass er in Athen zum Tode verurtheilt worden sei, ging er, von Rachedurst getrieben, nach Sparta, wo er unablässig zur Wiederaufnahme des Krieges gegen Athen reizte und den Spartanern Rathschläge ertheilte, die sich in der Folge für Athen sehr verderblich erwiesen. Er wollte dadurch den Athenern beweisen, dass er noch lebe.

Inzwischen hatten die in Sicilien zurückgebliebenen Generale, Nicias und Lamachos, das athenische Heer gegen Syrakus, das eigentliche Ziel der Expedition, geführt. Syrakus war eine grosse, gewaltige Stadt, die eigentlich aus 5 Städten bestand und so fest war, dass sie noch in einer spätern Zeit zwei Jahre lang allen Anstrengungen des Römers Marcellus spottete. Die athenischen Feldherren hatten sich anfangs mit der Hoffnung geschmeichelt, diesen festen Platz durch einen Handstreich nehmen zu können, sahen aber bald, dass sie sich arg getäuscht hatten. Sie mussten sich wohl oder übel zu einer ordentlichen Belagerung entschliessen. Einer von ihnen, Lamachos, fiel bald in einem Gefecht (414), und die Last des Oberbefehls blieb nun allein dem Nicias, der leider einer solchen Bürde keineswegs gewachsen war. Nicias war der athenische Canrobert, d. h. ein Offizier, der das Detail des Kriegswesens genau kannte und als Untergeneral vortrefflich an seinem Platze war, dem aber Kühnheit, Scharfblick und Erfindungsgeist, kurz alle diejenigen Erfordernisse mangelten, die einen guten Obergeneral ausmachen. Die Belagerung zog sich in die Länge; das Heer gerieth in einen immer übleren Zustand; Unzufriedenheit und Hoffnungslosigkeit demoralisirten die Reihen der Krieger. Athen schickte zwar auf einer neuen, starken Flotte neue Truppen zur Verstärkung; aber es fehlte der schöpferische Geist, der mit diesen Mitteln etwas anzufangen gewusst hätte. Nur das Eine rettete die Belagerungsarmee noch vor sicherem Unter-

gang, dass die Syrakusaner auch keinen nennenswerthen General hatten. Dies änderte sich aber, als auf des Alcibiades Rath die Spartaner ihnen in der Person des Gylippos einen talentvollen Führer schickten. Nun nahmen die Dinge eine sehr traurige Wendung für die Athener. Ihre Flotte wurde in zwei Seetreffen geschlagen und verbrannt. Dieser unersetzliche Verlust zwang den Nicias, die Belagerung aufzuheben. Denn einmal konnte er sich nun nicht mehr vom Meere her verproviantiren, und dann durfte er ohne Mitwirkung einer Flotte überhaupt nicht mehr daran denken, Syrakus zu erobern. Er trat den Rückzug in das Innere der Insel an. Aber Gylippos setzte ihm nach, brachte ihm (413) bei dem Flusse Asinaros eine bedeutende Niederlage bei und nahm das ganze entmuthigte; von Elend entkräftete Heer gefangen. Die Leiden dieses Rückzugs können nur mit denen des Rückzugs von Moskau verglichen werden. Mit 40,000 Mann, dem Rest einer früher doppelt so starken Armee, war Nicias von Syrakus abgegangen, und nur 10,000 Mann fielen in die Gefangenschaft des Feindes. 30,000 hatten also Strapazen, Krankheiten, Hunger und Feindesschwert auf dem Rückzuge dahingerafft.

Das Loos der Besiegten war hart. Die Heerführer Nicias und Demosthenes wurden von den erbitterten Syrakusanern zum Tode verurtheilt, so sehr sich auch Gylippos Mühe gab, wenigstens den Nicias zu retten, der, wie früher bemerkt, in Sparta nicht unbeliebt war. Das Einzige, was er für die beiden Generale thun konnte, war, ihnen im Gefängniss Mittel zukommen zu lassen, sich selbst zu tödten, was sie denn auch thaten, um dem schmählichen Henkertode zu entgehen. Die übrigen Athener wurden, bis weiter über ihr Schicksal entschieden sein würde, in das schauderhafte Gefängniss der Latomien oder Steinbrüche geworfen. Dies waren tiefe Höhlen, von beschränktem Raume, mit steilen Seiten und oben dem Himmel offen, so dass

die darin zusammengepferchten Gefangenen allen Unbilden der Witterung, der Hitze der Mittagssonne wie der Kühle der Herbstnächte, ausgesetzt waren. Hier schmachteten sie 70 Tage, während welcher Zeit sie täglich eine Pinte Weizenbrod (die Hälfte der täglichen Ration eines Sklaven) und nur eine halbe Pinte Wasser bekamen, so dass sie weder vor Hungersnoth, noch vor Durstesqual geschützt waren. Sie starben natürlich massenhaft dahin, und die verwesenden Leichen blieben bei den Lebenden liegen. Diejenigen, welche ein so ausserordentliches Maass von Leiden überlebten, wurden als Sklaven verkauft. In dieser für einen freigebornen Bürger so traurigen Lage kam den Athenern ihre Bildung zu Statten. Sie gewannen durch die Eleganz ihrer Eigenschaften, durch die Würde ihres Benehmens und vornehmlich durch die Recitation euripideischer Verse die Gunst ihrer Herren. Die Dramen des Euripides waren nämlich damals durch ganz Sicilien äusserst volksthümlich. Nun wussten aber die meisten Athener diese Dramen entweder ganz oder theilweise auswendig, was ihnen bei ihren Herren, die ja ebenfalls griechischen Stammes waren und griechische Bildung zu schätzen wussten, sehr zur Empfehlung gereichte und ihnen eine anständige und ehrenvolle Behandlung sicherte, Manchem sogar zur Freiheit verhalf. Diese Kenntniss des Lieblingsdichters der Sicilier war es auch, welche einigen Nachzüglern des Heeres, die der Gefangenschaft entgangen waren, auf ihrer Flucht durch die Insel Schutz und Gastfreundschaft verschaffte. Euripides erlebte es, von mehreren dieser unglücklichen Leute nach ihrer Rückkehr in's Vaterland die lebhaftesten Dankbezeigungen zu empfangen.

So endete die Expedition der Athener gegen Syrakus. Niemals in der griechischen Geschichte war ein so grosses, so gut ausgerüstetes, so vielversprechendes und sich selbst vertrauendes Heer ausgezogen; niemals war der Ruin so vollständig und

vernichtend gewesen. Seine Folgen wurden von einem Ende der Griechenwelt bis zum andern gefühlt. Bei diesem entsetzlichen Unglücke zeigte sich indess Athen in seiner ganzen Grösse. Weit entfernt, sich vor dem auf's Neue heranstürmenden Sparta zu beugen und um einen schimpflichen Frieden zu bitten, rüstete es sich vielmehr zum entschlossensten Widerstande und erhielt so jenes unterscheidende Attribut aufrecht, das Perikles als den Hauptgrund seines Ruhmes aufgestellt hatte: das, vor dem Unglück niemals zu weichen. Es nahm die letzten 1000 Talente aus dem Schatze und schuf eine neue Flotte und ein neues Heer.

Diese heldenmüthige Ausdauer blieb nicht unbelohnt, und das Glück begann den Athenern wieder zu lächeln. Die Hauptursache des Umschwungs aber, der nun erfolgte, war Alcibiades. Dieser hatte nämlich inzwischen seine Rolle in Sparta ausgespielt und war nach Asien gegangen, von wo aus er wieder mit Athen anzuknüpfen suchte. Dies gelang ihm auch, indem er seiner Vaterstadt einen bedeutenden Dienst erwies. Die Spartaner führten nämlich den Krieg, namentlich den Seekrieg, hauptsächlich mit persischen Subsidien. Dadurch waren sie in den Stand gesetzt, den Matrosen höhern Sold zu zahlen, als die Athener, und so hatten sie nie Mangel an Mannschaft. Alcibiades wusste es nun durch den Einfluss, den er auf Tissaphernes, den persischen Statthalter in Kleinasien, gewann, dahin zu bringen, dass den Spartanern diese Subsidien entzogen wurden, was eine Herabsetzung des Soldes und eine zahlreiche Desertion des gemietheten Schiffsvolkes zur Folge hatte. Man wird sich wundern, dass Alcibiades überall, wohin er als Flüchtling kam, so bedeutend in den Gang der Dinge eingriff. Aber man muss bedenken, dass dem Zauber dieser hervorragenden Persönlichkeit Niemand so leicht zu widerstehen vermochte. Wenn der gute Geschmack darin besteht, dass man sich die

Manieren der Fremden anpasst, ohne darum zu viel von seinem eigenen Charakter aufzugeben, so war Alcibiades das Musterbild eines Gentleman. Mit welchem Volk er auch während seines abenteuerlichen Lebens in Berührung kam, immer verstand er dessen Eigenthümlichkeiten so nachzuahmen, dass es schien, als sei es Natur bei ihm. In Athen glänzte er durch Geist, durch feine Sitte und geschmackvollen Luxus; in Theben, wo der Körper mehr gepflegt wurde, als der Geist, that er es allen Andern an anstrengenden Leibesübungen zuvor; in Sparta übertraf er selbst die eifrigsten Anhänger des lykurgischen Gesetzes an Einfachheit und Rauhigkeit der Lebensweise, an Kärglichkeit der Nahrung, an Schmucklosigkeit der Kleidung und an Kürze der Rede; bei den Thraciern, einer Nation, die den Trunk liebte, war er der bedeutendste Trinker, bei den Persern der erste Jäger und üppigste Schwelger. So kam es, dass er überall bewundert, überall obenan gestellt wurde. Während also dieser vielseitige Mann unter den Persern zu Gunsten Athens wirkte, waren seine Freunde daheim auch nicht unthätig. Sie schilderten dem Volke die veränderte Gesinnung des Alcibiades, seine Sehnsucht, sich mit seinem Vaterlande wieder auszusöhnen, und den Nutzen, den man von den ungewöhnlichen Talenten des Mannes ziehen könne. In der That bewirkten sie, dass das gegen Alcibiades gesprochene Urtheil zurückgenommen und er wieder mit einem Commando betraut wurde (411).

Sobald nun Alcibiades wieder den Feldherrnstab in der Hand hatte, nahmen die Dinge sofort eine andere Gestalt an. Er schlug die Spartaner fünfmal zu Lande und dreimal zur See und gewann endlich die Hauptschlacht bei Kyzikos. Binnen vier Jahren hatte er das Meer von feindlichen Schiffen rein gefegt, die wankend gewordene Herrschaft Athens am Hellespont und in Ionien wieder befestigt, die Bundesgenossen in der Treue erhalten und eine unermessliche Beute gemacht. Nun

erst (407) kehrte er nach Athen zurück, bestrahlt vom Glanze der grössten Heldenthaten. Hier wurde er vom Volke, das ihm bis zum Landungsplatze entgegengegangen war, mit wahrem Enthusiasmus empfangen; denn es war überzeugt, dass sowohl die frühern Unfälle, als das jetzige Glück von seiner Hand gekommen seien. Man schrieb sich nun selbst den Verlust Siciliens und die Siege der Spartaner zu, weil man diesen genialen Mann von sich gestossen habe. Man drängte sich um ihn und beschenkte ihn mit goldenen und ehernen Kronen, was sonst nur bei den Siegern von Olympia gewöhnlich war. Dies war der schönste Augenblick im Leben des Alcibiades. Mit Thränen empfing er diese Beweise der Zuneigung von seinen Mitbürgern, denn er gedachte des Ungemachs der Vergangenheit. Die Rede, die er in einer alsbald zusammenberufenen Volksversammlung hielt, stimmte auch die Härtesten zu Thränen über sein Schicksal und zu Aeusserungen des Unwillens gegen Diejenigen, welche die Urheber seiner Verurtheilung gewesen waren. Ein anderes Volk, nicht das, welches jetzt weinte, schien ihn früher verurtheilt zu haben. Alle Staatswürden wurden ihm ertheilt, die ganze Regierungs- und Kriegsgewalt in seine Hände gelegt. Sein Wille gebot überall.

Aber dieser Sonnenschein des Glücks währte nicht lange. Alcibiades gehörte zu den Menschen, die besser das Unglück, als das Glück zu ertragen verstehen. Er war auf eine schwindelnde Höhe gestellt worden; sein Leichtsinn stürzte ihn wieder herab.

Eine neue spartanische Flotte hatte sich an den Küsten Kleinasiens gezeigt. Sie zu vernichten, zog Alcibiades aus. Statt nun die grösste Wachsamkeit an den Tag zu legen und keinen Augenblick die Pflichten seiner Stellung aus dem Auge zu verlieren, trieb er die Sorglosigkeit so weit, dass er auf einige Zeit die Flotte verliess und an's Land ging, um eine

Besprechung mit dem persischen Satrapen Pharnabazos zu halten. Er hatte zwar seinem Unterbefehlshaber Antiochos auf das Strengste eingeschärft, sich während seiner Abwesenheit in kein Treffen einzulassen; aber dieser, die Warnung in den Wind schlagend, liess sich von dem feindlichen Befehlshaber Lysander in der Nähe von Ephesos zu einer Schlacht verlocken und wurde vollständig geschlagen. Die Schuld dieser Niederlage fiel nun zwar nicht direkt auf den Alcibiades; aber sie wurde ihm von den Athenern beigemessen. Sein Unglück war, dass man eine allzuhohe Meinung von seinem Geist und seinen Talenten hegte. Ihm sollte nichts misslingen, nichts unmöglich sein. Das Wohlwollen, das man ihm noch vor Kurzem bezeigt hatte, verwandelte sich nun in Zorn. Er wurde seines Commandos entsetzt und nach Hause berufen. Aber er ging nicht nach Athen, sondern begab sich nach Thracien, wo er mit einer Handvoll kühner Gesellen, die er um sich gesammelt, ein kleines unabhängiges Fürstenthum gründete.

Die Wage des Kriegs schwankte nun nur noch kurze Zeit unentschieden hin und her. Noch einen Seesieg erfochten die Athener (406) bei den arginussischen Inseln; es war ihr letzter. An die Spitze der spartanischen Streitkräfte trat jetzt wieder Lysander, der Sieger von Ephesos, der eine Weile vom Commando entfernt gewesen war. Diesem umsichtigen und schlauen Manne war es vorbehalten, den peloponnesischen Krieg zu Gunsten Sparta's zu endigen. Beide Flotten lagen sich im Hellespont gegenüber, die spartanische auf der asiatischen, die athenische auf der europäischen Seite an der Mündung des Aegospotamos oder Ziegenflusses. Alcibiades, der in der Nähe seine Besitzungen hatte, erkannte die ganze Gefahr, welche der athenischen Flotte, einem so schlauen Feinde gegenüber, drohte, und da er sich der Liebe zu seinem Vaterlande noch immer nicht entschlagen konnte, so begab er sich in das athenische

Lager und erbot sich: wenn man ihm den Oberbefehl übertrage, den Lysander zu einem Treffen zu zwingen und zu schlagen. Dieses Anerbieten wurde natürlich abgelehnt. Nun empfahl er den Feldherren wenigstens die äusserste Vorsicht, da sie es mit einem sehr gefährlichen Gegner zu thun hätten. Aber auch dieser Rath ward ausser Acht gelassen. Da Lysander bis jetzt immer vorsichtig einer Schlacht ausgewichen war, so hielten ihn die unkundigen athenischen Heerführer für verzagt und gestatteten ihren Truppen, an's Land zu gehen und Beute zu machen. Plötzlich aber fiel Lysander über die verlassene, kaum halb bemannte Flotte her, bemächtigte sich ihrer nach kurzem Kampfe und zwang dann auch die Landarmee, die Waffen zu strecken. Dies war die sogenannte Schlacht bei Aegospotamos (405). In ihr ging Athen's letztes Heer und letzte Kriegsflotte verloren. Lysander wandte sich nun gegen Athen selbst und schloss es von der Seeseite ein, während ein aus dem Peloponnes heraufgezogenes spartanisches Heer es von der Landseite belagerte.

Athen, das, wie wir wissen, sehr fest war, hielt sich ein Jahr lang und hätte sich noch länger gehalten, wenn es nicht mit der entsetzlichsten Hungersnoth zu kämpfen gehabt hätte. Ueberdies focht Lysander nicht blos mit Waffen, sondern auch mit Intriguen. In seiner Umgebung befanden sich verbannte athenische Aristokraten, die entartet genug waren, gegen ihr Vaterland zu kämpfen. Vermittelst dieser unterhielt er Verbindungen mit der aristokratischen oder, besser gesagt, oligarchischen Partei in der Stadt. Diese Partei hatte schon sieben Jahre vorher während des peloponnesischen Kriegs einmal die Herrschaft an sich gerissen, sie aber nur vier Monate behaupten können. Jetzt, wo der Feind vor den Thoren stand, rührte sie sich von Neuem. Ja, man gibt ihr sogar Schuld, dass sie der Niederlage von Aegospotamos nicht ganz fremd gewesen sei. Mehrere der dort commandirenden Befehlshaber gehörten dieser

Partei an, und die Behauptung ist nicht geradezu unwahrscheinlich, dass sie sich absichtlich haben überfallen lassen, um der Demokratie die letzten Vertheidigungsmittel zu entziehen. Wie dem übrigens auch sei, so viel ist sicher, dass durch jene Niederlage die Verräther in der Stadt leichtes Spiel bekamen. Im Anfang der Belagerung mussten sie zwar immer noch ziemlich behutsam auftreten; aber bald fanden sie in dem Hunger den wirksamsten Bundesgenossen. Er unterstützte ihre Declamationen gegen die Uebel des Kriegs, ihre feigen Rathschläge zur Unterwerfung, und so ward endlich wirklich die Uebergabe der Stadt beschlossen. Dies geschah im Jahre 404 v. Chr. G.

Als die Sieger in die bezwungene Stadt eingezogen waren, erhoben sich viele Stimmen, namentlich von Seiten der Bundesgenossen Spartas: man solle Athen ganz von dem Erdboden vertilgen. Aber diese von unedelster Rachbegierde dictirte Ansicht behielt glücklicherweise nicht die Oberhand. Plutarch erzählt darüber folgendes Nähere: Als die Generale beim Siegesmahl sassen, stimmte ein Sänger den herrlichen Chorgesang aus der „Electra" des Euripides an, der mit den Worten beginnt: „Agamemnon's Tochter, Electra, ich komme zu deiner ländlichen Hütte etc." Da wurden selbst die rauhen Kriegerherzen von der Schönheit der Dichtung ergriffen und zu innigem Mitleiden gerührt, und einstimmig gab sich die Ansicht kund, es wäre eine unverantwortliche Grausamkeit, wenn man eine so berühmte Stadt, die so ausgezeichnete Geister hervorgebracht habe, zerstören und von der Erde vertilgen wollte. Auch das Orakel zu Delphi, das ganz Griechenland als untrügliche Götterstimme verehrte, verwendete sich für Athen. Es rieth, den gemeinsamen Altar Griechenlands nicht umzustürzen, das eine Auge Griechenlands nicht auszureissen. Dazu kam, dass Lysander auch politische Gründe haben mochte, Athen zu erhalten. Ein zerstörtes Athen konnte Sparta nichts nützen; aber ein ab-

hängiges Athen musste die Macht Sparta's vermehren. Genug, Vieles vereinigte sich, um Athen vor dem Untergang zu bewahren. Sonst aber ging es ihm traurig genug. Unter Flötenschall und dem höhnenden Jubel der Feinde wurden die Mauern der Stadt und die Festungswerke des Piräus niedergerissen. Die peloponnesischen Verbündeten priesen in ihrer Verblendung den Tag, an dem das Werk der Zerstörung begann, als den ersten Tag griechischer Freiheit, nicht ahnend, dass sie bald einer weit schlimmern Herrschaft verfallen würden, der Tyrannei Sparta's. Alle noch vorhandenen Schiffe der Athener wurden bis auf 12 kleine Fahrzeuge fortgeführt, und an Geld lieferte Lysander gegen 13 Millionen Franken aus der athenischen Beute in die spartanische Staatskasse. Die Demokratie wurde aufgehoben. Nur 3000 der vornehmsten und spartanerfreundlichsten Bürger behielten politische Rechte, und aus ihrer Mitte ging die neue Regierung hervor. Sie bestand aus einem Verwaltungsrath von 30 Personen, der bis zur definitiven Umgestaltung des Staatswesens im aristokratischen Sinne mit dictatorischer Gewalt bekleidet wurde. Nach derselben Schablone wurden auch die politischen Verhältnisse der mit Athen verbündet gewesenen Staaten reformirt. So weit sein Arm reichte, schaffte Lysander die Demokratie ab und setzte aristokratische Regierungen ein, die aber nicht, wie in Athen, aus 30, sondern meist nur aus 10 seiner Creaturen bestanden, mit einem spartanischen Harmosten an der Spitze.

Die Dreissig in Athen, die zum Theil aus zurückgekehrten Verbannten zusammengesetzt waren, stützten sich auf die spartanische Besatzung, die in der Akropolis lag, und das Volk nannte sie nicht mit Unrecht die dreissig Tyrannen, denn sie verdienten diesen Namen, nicht bloss im griechischen Sinne, wo das Wort einfach einen Usurpator bedeutet, sondern auch in dem Sinne, den wir damit verbinden. Ihre Herrschaft

war eine Schreckensherrschaft. Um sich die Gewalt zu sichern, liessen sie zuerst die bedeutendsten Häupter der demokratischen Partei hinrichten; aber bald kam die Reihe auch an minder bedeutende, und zuletzt waren Hinrichtungen, Confiscationen und Verbannungen an der Tagesordnung. Auch gegen den abwesenden Alcibiades, vor dem die Tyrannen sowohl als die Spartaner noch immer heimlich zitterten, ward ein Verbannungsdecret geschleudert. Aber damit begnügte man sich nicht; man sorgte auch dafür, dass der gefährliche Mann bald durch Meuchelmörder aus dem Wege geräumt wurde.

Der Begabteste und Energischste unter den Dreissig, aber zugleich auch der Grässlichste war Kritias, ein zurückgekehrter Verbannter von hohem Stande, der früher in Athen den Dichter und Philosophen gespielt hatte und ein Schüler des Sokrates gewesen war. Er terrorisirte nicht bloss das Volk, sondern auch seine Collegen, und als einer der letzteren, der hochangesehene Theramenes, zur Milde zu rathen wagte, überlieferte er auch ihn dem Henker. Nach diesem gelungenen Staatsstreich schwieg jede Opposition, und Kritias schaltete und waltete nach Willkühr.

Aber der Rächer schlief nicht. Unter den vielen Demokraten, welche bei der Besetzung Athens durch die Spartaner geflohen waren, befand sich einer, der schon vor sieben Jahren der Herrschaft der Oligarchen ein Ende gemacht hatte und der auch diesmal bestimmt war, der Retter seines Vaterlandes zu werden. Dies war Thrasybulos, ein vielverdienter Krieger und glühender Patriot, der Sieges- und Ruhmgenosse des Alcibiades, aber nicht grundsatzlos und unbeständig, wie dieser. Er bemächtigte sich Phyle's, eines festen Punktes an der attisch-böotischen Grenze, und sammelte hier seine Gesinnungsgenossen um sich. Die Thebaner, die zwar während des peloponnesischen Krieges in den Reihen der Spartaner gekämpft hatten, aber

jetzt mit Schrecken sahen, wohin die Herrschaft Sparta's führe, unterstützten ihn heimlich. Vergebens erliess Sparta auf Anregung der Dreissig eine Verordnung, des Inhalts: „dass die athenischen Flüchtlinge allenthalben ergriffen und zurückgeführt, Diejenigen aber, die den Führern Hindernisse in den Weg legten, als Feinde angesehen und um fünf Talente gestraft werden sollten.“ Niemand kehrte sich an diesen Befehl. Theben setzte sogar folgenden hochherzigen Beschluss entgegen: „Den hülfsbedürftigen Athenern soll jedes Haus und jede Stadt in Böotien offen stehen, und wer einem fortgeführten Flüchtling nicht Hülfe leistet, soll um 1 Talent gestraft werden; wenn aber Jemand Waffen durch Böotien nach Athen gegen die Tyrannen führt, so soll es kein Thebaner sehen oder hören.“

Als sich Thrasybul stark genug fühlte, das Werk der Befreiung zu unternehmen, brach er (403) von Phyle auf und bemächtigte sich durch einen Handstreich des Piräus, bald darauf auch des andern Hafens Munychia. Die Dreissig wollten ihn daraus vertreiben; aber sie wurden in zwei Gefechten geschlagen. Kritias selbst fiel, nachdem er für seine schlechte Sache wie ein Held gefochten. Der Tod dieses gefürchteten Mannes gab dem Volk in der Stadt Muth, sich zu erheben, und so wurde erst die Herrschaft der Dreissig und dann auch die der Zehn gestürzt, die sich auf den Trümmern der ersteren erheben wollte. Die Thore öffneten sich dem Thrasybul, und mit ihm zog die Freiheit ein, die länger als ein Jahr aus Athen verbannt gewesen war. Zwar drohte noch eine Gefahr von Sparta her, das auf die Kunde von den Ereignissen in Athen sofort einen seiner Könige, Pausanias II., mit einem starken Heere nach Attika schickte, um die Sache der Oligarchie zu unterstützen. Aber glücklicherweise konnte Pausanias weder den Lysander, noch dessen Schöpfungen leiden und hatte es im Grunde gar nicht ungern gesehen, dass die Dinge in Athen so gekommen

waren. Es fiel daher dem Thrasybul leicht, mit diesem ein Abkommen zu treffen, wornach athenischerseits der spartanischen Besatzung auf der Akropolis freier Abzug bewilligt und spartanischerseits die Selbstständigkeit Athens anerkannt ward.

Dass nun die Demokratie wiederhergestellt wurde, bedarf kaum der Bemerkung. Eine edle Mässigung aber bewies Thrasybul dadurch, dass er ein *Amnestiegesetz* vorschlug und durch seine Autorität durchsetzte. Darnach durfte Niemand wegen des Vergangenen angeklagt und bestraft, keine Verbannung, Confiscation oder Hinrichtung ausgesprochen werden. Ausgenommen waren allein die dreissig Tyrannen und ihre zehn Nachfolger, die, so viel ihrer noch übrig waren, den verdienten Tod erlitten. Dem Thrasybul aber wurde für seine grossen Verdienste vom Volke eine Ehrenkrone zuerkannt, die aus zwei Olivenzweigen geflochten war. Ein Beweis, wie einfach und ächtrepublikanisch selbst damals noch die Sitten waren!

Die Periode, welche unmittelbar auf die Befreiung Athens folgte, war noch eine sehr bewegte. Die Wiederherstellung der Demokratie hatte eine namenlose Begeisterung erzeugt. Alle Bürger beseelte der feurige Wunsch, Athen wieder zur alten Grösse, zum alten Glanze zu erheben; alle Stände wetteiferten, hierzu beizutragen; jede körperliche und geistige Kraft wurde in den Dienst des Vaterlandes gestellt. Wer diesen Aufschwung, diesen heroischen Rausch nicht theilte, erschien als der Hinneigung zu den gestürzten Oligarchen verdächtig, erschien als ein Feind des Vaterlandes und der Freiheit. In diese Zeit fieberhafter Aufregung nun fällt die Anklage und Verurtheilung des Sokrates. Sie erfolgte vier Jahre nach der Wiederherstellung der Demokratie. Die Lage des Staates war, wie sich aus dem Vorhergehenden ergiebt, damals eine ganz ausserordentliche. Athen hatte eben zwei Revolutionen durchgemacht, eine oligarchische und eine demokratische. Da durfte man nicht erwarten, dass

der ausgetretene Strom der Volksleidenschaft sofort wieder ruhig in sein Bett zurückkehren würde. Im Gegentheil, er brauste fort und musste fortbrausen; denn nur in der Leidenschaft konnte Athen die Energie finden, deren es zur Lösung seiner Aufgabe bedurfte. In einer solchen Zeit muss Jeder Partei nehmen. Wer parteilos in der Mitte steht, ist verloren. Dies war die Stellung des Sokrates. Unter der Herrschaft der Dreissig drohte ihm der Tod, weil man ihn für einen Demokraten hielt; unter der Herrschaft der Demokratie erlitt er den Tod, weil man ihn für einen Feind der Demokratie hielt.

Und so bin ich bei dem Ziele angekommen, das ich mir für den ersten Abend gesteckt habe. Der historische Hintergrund ist gemalt; die Zeit und die Stadt, in denen Sokrates sein langes Leben lebte, sind geschildert, und nun darf ich auf ein besseres Verständniss sowohl der Wirksamkeit des merkwürdigen Mannes, als seiner Endschicksale hoffen, als es ohne eine solche Einleitung möglich gewesen wäre.

Zweite Vorlesung.

Sokrates' Leben und Lehre.

Was wir von Sokrates wissen, wissen wir nicht durch ihn selbst, denn er hat nichts Schriftliches hinterlassen, sondern durch seine Schüler, vornehmlich durch Plato, Xenophon und Aeschines (nicht zu verwechseln mit dem spätern Redner Aeschines). Hauptquellen sind Plato's „Dialogen“ und Xenophon's „Memorabilien“. Ausserdem besitzen wir von jedem dieser beiden Schriftsteller eine „Apologie des Sokrates,“ welche sich über seine Anklage und Vertheidigung verbreitet. Daneben ist zu berücksichtigen, was sich in Aristoteles, Plutarch, Diogenes Laërtius, Diodorus Siculus, Cicero, Aulus Gellius und andern griechischen und römischen Schriftstellern zerstreut findet.

Das Leben des Sokrates umfasst 70 Jahre, von 469 bis 399 v. Chr. G. Sein Geburtsjahr war das nämliche, in dem Cimon den schönen Doppelsieg am Eurymedon über die Perser erfocht. Sokrates war von ächt attischer Abstammung. Seine Familie gehörte dem alten Bürgerstamm der Dädaliden an, welcher seinen Ursprung von Dädalos, dem mythischen Künstler, der das Labyrinth auf Kreta erbaut haben soll, herleitete. Sein Vater, Sophroniskos, war ein Bildhauer, seine Mutter, Phänarete, eine Hebamme. Von mütterlicher Seite hatte er einen Bruder, Namens Patrokles. Sophroniskos hielt

seinen Sohn zur Sculptur an, und der junge Sokrates brachte es in der Bildhauerkunst zu hinlänglicher Geschicklichkeit, um mehrere anerkennenswerthe Werke ausführen zu können. Namentlich wird eine drapirte Gruppe der Grazien, die in der Akropolis aufgestellt war, ihm zugeschrieben. Aber seine Kunst befriedigte ihn nicht. Er trieb sie nur, um Geld zum nothdürftigen Unterhalt zu gewinnen und sich auf das Studium der Wissenschaften legen zu können, gerade wie in einer spätern Zeit ein andrer grosser Philosoph, Benedict Spinoza, sich seinen Unterhalt mit Glasschleifen verdiente. Zuletzt gab Sokrates die Bildhauerei ganz auf, um durch Nichts mehr von dem Streben nach Weisheit abgezogen zu werden. Er las von den Werken älterer Philosophen, so viel er deren nur habhaft werden konnte. Zugleich hörte er den Anaxagoras, dem auch Perikles seine Bildung verdankte, und nach dessen Vertreibung den Archelaos, der als Nachfolger des Anaxagoras angesehen wurde; ausserdem noch berühmte Meister anderer Wissenschaften, unter Andern den Prodikos, einen gefeierten Lehrer der Beredsamkeit. Auch in Musik und Poesie, in Grammatik, Physik und Mathematik liess er sich von tüchtigen Männern unterweisen, so dass er nach Vollendung seiner Studien für einen nach allen Seiten ausgebildeten, in allen damals bekannten Fächern unterrichteten Menschen gelten konnte. In Ansehung der Kosten soll ihn ein reicher Athener, Kriton, unterstützt haben. Jung war übrigens Sokrates nicht mehr, als er seine Ausbildung vollendete. Bei der Vertreibung des Anaxagoras aus Athen zählte er 37 Jahre. Man kann also annehmen, dass er bis in sein 40. Jahr und noch darüber hinaus seinen Studien oblag.

Sokrates war zweimal verheirathet. Seine erste Gattin hiess Myrto und war ein armes Mädchen, das er ohne Mitgift nahm. Diese Ehe scheint kinderlos gewesen zu sein. Seine zweite Gattin war Xanthippe. Sie gebar ihm drei Söhne,

wovon Lamprokles beim Tode des Vaters bereits erwachsen, Sophroniskos und Menexenos aber noch unmündig waren. Xanthippe ist bei der Nachwelt in den schlimmen Ruf gekommen, als sei sie mürrisch und zänkisch gewesen, und der bekannte Vers in unsern Abc-Büchern: „Xanthippe war ein böses Weib“ pflanzt diese Meinung immer weiter fort. Ja, man behauptet, Sokrates habe sie nur genommen, um seine Geduld an ihr zu üben. Dies sind aber offenbar Uebertreibungen. Wir wissen von Xenophon und Plato ganz bestimmt, dass Sokrates die Xanthippe als Hausfrau und Mutter sehr schätzte und dass sie bei seinem Tode wahren Schmerz empfand. Nur scheint ihre Liebe sich manchmal unverständig geäussert zu haben, weil sie ihren Mann nicht begriff. Es ist ein unverwüstlicher Trieb vieler Frauen, die bedeutendere Natur der Männer sich gleich zu machen, die allzuhohen Thürme und Dächer in der Manneskraft abzutragen und die Stockwerke des gegenseitigen Baues zu nivelliren, wenn nicht gar den Mann ganz auf das Erdgeschoss zu verweisen. Sie ruhen nicht, bis derselbe Mann, den sie zu lieben vorgeben, klein, endlich, geringfügig vor ihnen steht, bis er mit all seinen irdischen oder geistigen Vorzügen, mit all seinen Erfahrungen und gereifterem Wissen doch ihrer als tiefbedürftig und vor ihnen pygmäenhaft klein erscheint. Von dieser Art mag die Zärtlichkeit der Xanthippe gewesen sein. Dazu kam, dass sie von heftigem Temperament, leicht reizbar und launenhaft war. Alles dies sind zwar Fehler; sie genügen aber nicht, um den schlimmen Ruf zu rechtfertigen, der sich an den Namen Xanthippe's gehängt hat.

Zu den fernern Lebensumständen des Sokrates gehört, dass er die Pflicht, sein Vaterland zu vertheidigen, die ihm als athenischem Bürger oblag, redlich erfüllte. Er machte desshalb drei Feldzüge des peloponnesischen Krieges mit und erwarb sich in denselben nicht nur den Ruhm eines tapfern Kriegers, son-

dern auch, was für das Schönste galt, das Verdienst, andern Bürgern ihr Leben gerettet zu haben. Im ersten Feldzuge wohnte er der langwierigen Belagerung von Potidäa in Thracien bei. Hier hatte sich Alcibiades bereits an ihn angeschlossen. Diesen sah er in einem Treffen mitten unter den Feinden verwundet, hieb ihn heraus, bahnte ihm einen Weg durch den Feindesschwarm und rettete ihn und seine Waffen. Die Feldherren belohnten ihn dafür mit einem Kranze, als dem Preise des Tapfersten; Sokrates nahm ihn aber nicht an, sondern bewirkte, dass er dem Alcibiades gegeben wurde. Den zweiten Feldzug machte er in Böotien mit, wo die Athener bei Delion ein unglückliches Treffen lieferten. Hier rettete Sokrates einen andern seiner Lieblinge, den Xenophon. Dieser hatte sein Pferd verloren und lag verwundet am Boden, während das athenische Heer auf der Flucht und Jeder nur auf seine Rettung bedacht war. Sokrates aber erblickte ihn nicht sobald, als er ihn auf seine Schulter lud und davontrug, sich zugleich mit der grössten Ruhe und Besonnenheit gegen die verfolgenden Feinde vertheidigend. Doch wäre er hier vielleicht das Opfer seines Edelmuths geworden, wenn nicht der junge Löwe Alcibiades mit andern Athenern herbeigeeilt wäre und seinen Rückzug gedeckt hätte. In der Schlacht selbst hatte Sokrates mit so grosser Tapferkeit gefochten, dass einer der Anführer versicherte: die Athener würden den Sieg davon getragen haben, wenn Alle eben so, wie Sokrates, ihre Schuldigkeit gethan hätten. Seinen letzten Feldzug machte er in Macedonien mit und wohnte der unglücklichen Schlacht bei Amphipolis bei, in welcher Kleon fiel und die den Frieden des Nicias zur Folge hatte. Auf allen diesen Kriegszügen setzte Sokrates Jedermann durch seine Ausdauer und die Fähigkeit, Strapazen aller Art zu ertragen, in Erstaunen. Selbst während des Winterfeldzuges zu Potidäa, bei den strengen

Frösten Thraciens, legte er seine Gewohnheit, barfuss zu gehen, nicht ab. Sein eiserner Körper widerstand allen Einwirkungen von aussen; er ertrug Hunger und Durst, Hitze und Kälte, ohne davon angegriffen zu werden.

An der Regierung und Verwaltung des Staates nahm Sokrates nicht mehr Antheil, als die Pflicht es erforderte; denn er wollte seinem Vaterlande nicht als Staatsmann, sondern als Volkslehrer und Sittenrichter dienen. So oft er aber bei Gericht und in der Volksversammlung mit sprechen und entscheiden musste, zeigte er sich als einen Mann, der ohne Rücksicht auf Vortheil oder Gefahr seiner Ueberzeugung gemäss handelte. Dies bewies er namentlich in einer denkwürdigen Verhandlung, die ich nicht unerwähnt lassen kann. Im Jahr 406 v. Chr., also wenige Jahre vor Beendigung des peloponnesischen Krieges, wurde die Seeschlacht bei den arginussischen Inseln geschlagen. Die zehn athenischen Admirale gewannen zwar einen herrlichen Sieg über die Spartaner, unterliessen aber nach der Schlacht, nicht nur die auf den Trümmern der untergegangenen Schiffe herumtreibenden Mitbürger zu retten (obwohl sie dieselben, wie behauptet wurde, hätten retten können), sondern auch die Körper der Todten aus dem Meere aufzufischen und ehrlich zu begraben. Für diese Fahrlässigkeit, die in Athen für ein grosses Verbrechen galt, wurden sie nach ihrer Rückkehr von den Verwandten der Umgekommenen auf Leib und Leben angeklagt. Unter den 50 Prytanen, welche die betreffende Verhandlung leiteten, befand sich auch Sokrates. Einer der Ankläger nun, Kallixenos, stellte einen ganz unconstitutionellen Antrag, der nichts anderes bezweckte, als die angeklagten Heerführer aller rechtlichen Untersuchung zu berauben. Die Prytanen weigerten sich anfangs, auf den Antrag einzugehen, liessen sich aber endlich durch das Geschrei der Partei, die auf Verurtheilung der Feldherrn hinarbeitete, einschüchtern und gaben nach. Nur

Einer gab nicht nach; dies war Sokrates. Keine Drohungen vermochten ihn, seinen Protest zurückzuziehen, so dass die Frage endlich von den übrigen Prytanen ohne seine Beistimmung gestellt wurde. Man beachte wohl, dass sein Widerstand keine Meinung in Bezug auf Schuld oder Unschuld der Generale in sich schloss, sondern lediglich gegen den gesetzwidrigen Schritt gerichtet war, wodurch ihr Schicksal entschieden werden sollte.

Dieselbe Festigkeit bewies Sokrates später den dreissig Tyrannen gegenüber. Diese hatten nämlich die Methode, bei den zahlreichen Verhaftungen, die sie vornehmen liessen, ihre Satelliten von angesehenen Bürgern begleiten zu lassen, um die letzteren zu compromittiren und in ihre Verbrechen zu verflechten. Als sie nun einst die Verhaftung des salaminischen Demokraten Leon beschlossen hatten, schickten sie nach fünf Bürgern auf den Tholos oder das Gouvernementshaus und befahlen ihnen unter fürchterlichen Drohungen, nach Salamis hinüberzufahren und den Leon als Gefangenen herüberzubringen. Vier von den Fünf gehorchten; der Fünfte war Sokrates, welcher alle Mitwirkung abschlug nnd nach Hause zurückkehrte, während die vier andern nach Salamis segelten und an der Verhaftung des Leon Theil nahmen. Obgleich er so dem ganzen Zorne der Dreissig trotzte, scheint es doch, dass sie es für passend hielten, ihn unangetastet zu lassen. Nur verboten sie ihm für die Zukunft alle Unterhaltung mit jungen Leuten; denn sie fürchteten den Einfluss eines so unabhängigen Charakters auf die leicht entzündliche Jugend.

Und in der That war die Wirkung, welche Sokrates auf seine Umgebung äusserte, gross und gewaltig. Diejenigen Jünglinge, die einmal den Reiz seiner Unterhaltung gekostet hatten und von wahrem Wissensdrang beseelt waren, fühlten sich wie durch einen Zauber an ihn gefesselt. Und was für ausgezeich-

nete Köpfe waren es, die sich um ihn schaarten! Ich will nicht von den beiden verirrten Genies Alcibiades und Kritias reden; ihre Leidenschaften waren stärker, als der tugendhafte Antrieb, den ihnen Sokrates in ihren bessern Tagen gegeben. Aber haben nicht die Andern, haben nicht Aristippos, Antisthenes, Euklides, Xenophon und vor Allen Plato die Welt mit dem Glanz ihrer Namen und mit dem Ruhme des griechischen Geistes erfüllt? Antisthenes machte fast täglich den weiten, beinahe zweistündigen Weg vom Piräus nach Athen, um den Sokrates zu hören. Euklides von Megara (nicht zu verwechseln mit dem Mathematiker Euklides) trotzte sogar dem Tode, um diesen Genuss nicht zu entbehren. Als nämlich einst eine Fehde zwischen Athen und Megara ausgebrochen war und den Bürgern der letzteren Stadt bei Todesstrafe verboten wurde, sich auf dem athenischen Gebiete betreffen zu lassen, wagte es dennoch Euklides, sich in Weiberkleidern in Athen einzuschleichen und den Sokrates zu besuchen. *)

Interessant ist es, wie Sokrates die Bekanntschaft des Xenophon machte. Er begegnete dem jungen Manne in einem engen Durchgang und ward durch die Schönheit und das anständige Wesen desselben überrascht. Sogleich hielt er ihm seinen Stock vor und fragte ihn: „Kannst Du mir sagen, wo man Mehl kauft?“ — „Auf dem Markte,“ war die Antwort. — „Und Oel?“ — „Eben da.“ — „Aber wo geht man hin, um Weisheit und Tugend zu erwerben?“ — Der Jüngling stutzte und sah den Fragenden betroffen an. „Wohlan,“ sagte Sokrates, „folge mir, ich will es dir zeigen!“ Seit dieser Zeit war Xenophon der treueste Anhänger und Schüler des Philosophen. Ein anderer junger Mann, Aeschines, wünschte sehr,

*) Diese Geschichte, welche Aulus Gellius erzählt, wird von Grote bezweifelt, von Deycks aber nicht für unwahrscheinlich gehalten.

den Unterricht des Sokrates zu geniessen. Er scheute sich aber, ihm zu nahen, weil er sehr arm war. Sokrates, der seinen Wunsch merkte, fragte ihn: „Warum scheuest du dich vor mir?“ — „Weil ich nichts habe, das ich dir geben könnte.“ — „Ei wie?“ sagte Sokrates; „schätzest du dich selbst so gering? Giebst du mir nichts, wenn du dich selbst mir giebst?“ Und Beide wurden unzertrennliche Freunde.

Plato, der damals noch Aristokles hiess (denn Plato ist nur sein Philosophen- und Schriftstellername, wie in einer spätern Zeit Pocquelin sich Molière und Arouet sich Voltaire nannte, unter welchen Namen Beide unsterblich wurden), Plato, sage ich, wurde in seinem zwanzigsten Jahre von seinem Vater Ariston zu Sokrates gebracht und hatte acht Jahre mit ihm Umgang. Es wird erzählt, dass Sokrates in der Nacht vorher geträumt habe, er habe einen jungen Schwan auf seinen Knieen sitzen, dessen Flügel schnell wuchsen und der endlich mit den lieblichsten Gesängen zum Himmel aufflog. Ueberhaupt erwähnen die Alten von Plato viele solcher Züge, welche die hohe Verehrung und Liebe beurkunden, die der stillen Grösse Plato's, seiner Erhabenheit bei der höchsten Einfachheit und seiner unvergleichlichen Anmuth sowohl von seinen Zeitgenossen, als den Späteren gezollt wurden und die ihm den Beinamen des „Göttlichen“ erwarben.

Sokrates nahm für seinen Unterricht keine Bezahlung und unterschied sich dadurch wesentlich von den Sophisten, die sich durch ihre Gelehrsamkeit Reichthümer erwarben. Als ihm einst Aristippos als Studienhonorar eine bedeutende Geldsumme schickte, sandte er sie ihm zurück. Er lebte lediglich von seinem kleinen Vermögen, und dass er damit auskam, ist nur durch seine Mässigkeit und Bedürfnisslosigkeit zu erklären. Seine gewöhnliche Nahrung war Wasser und Brod; seine Kleidung war von geringem Stoff, und Sommers und Winters trug

er die nämliche; da er barfuss ging, so brauchte er keine Sandalen, und die Staatssohlen, die er bisweilen unterband, mochten für seine Lebenszeit dieselben sein. Kurz, kein Sklave war so schlecht gehalten, als er sich selbst hielt, und ohne der Grösse seines Geistes zu nahe zu treten, darf man wohl behaupten, dass in Bezug auf die Armseligkeit des Aeusseren die Darstellung des Aristophanes in dem Lustspiel: „die Wolken“ nicht sehr übertrieben, sondern im Wesentlichen nach dem Leben gezeichnet ist. Denke man sich zu diesem ärmlichen Aufzug noch ein markirtes, nichts weniger als schönes Gesicht, eine Silenusphysiognomie, die auf ein Naturell von hässlichen und niedrigen Leidenschaften deutete, das aber, wie ein wildes Thier, durch die Kraft eines überlegenen Geistes gebändigt war, und man wird bekennen, dass Sokrates eine Erscheinung darbot, die nicht anders als auffällig genannt werden konnte und doppelt auffällig sein musste in einer Stadt wie Athen, wo Schönheit der Form, Eleganz und geschmackvoller Luxus ihren Thron aufgeschlagen hatten. Die seines nähern Umgangs Gewürdigten bewunderten in ihm ein Musterbild edler Einfachheit, das an die Tage der Vorväter erinnerte. Die Menge sah *in ihm* einen geistreichen Sonderling. Doch verlor er dadurch in ihren Augen eben so wenig, als Napoleon in denen seiner Soldaten verlor, wenn er inmitten seiner besternten und bebänderten Marschälle im grauen Rock und kleinen Hut erschien. Die selbstgewählte Armuth des Sokrates, da er doch, so gut wie Andere, hätte Reichthum erwerben können, passte zu seiner Rolle als Sittenprediger. Und dabei war keine Affectation, keine Effekthascherei. Seine äussere Erscheinung stand in innigster Harmonie zu seinem innern Wesen und seinem oft ausgesprochenen Grundsatz: „Nichts bedürfen, ist göttlich, und am wenigsten bedürfen, der Gottheit am nächsten.“ Uebertreibungen, wie sie sich z. B. Antisthenes zu Schulden kommen liess, indem

er in einem durchlöcherten Mantel einherging, strafte er mit feinem Spott. „Freund“, sagte er zu ihm, „aus den Löchern deines Mantels guckt deine Eitelkeit heraus!“

Nicht weniger widerlich waren ihm die Uebertreibungen des Luxus, die Vervielfältigung der künstlichen Genüsse, und auch hier war er mit feinen Zurechtweisungen bei der Hand. Einst beklagte sich ein vornehmer Athener bei ihm, dass es doch erstaunlich theuer sei, in Athen zu leben. Er rechnete ihm vor, wie viel der Purpur, die feinen Weine und andere Delicatessen kosteten. Sokrates schüttelte den Kopf und ging mit ihm in verschiedene Läden, wo Lebensmittel verkauft wurden. Da stellte sich denn heraus, dass Mehl, Oliven und andere unentbehrliche Nahrungsmittel wenig kosteten. Nun führte er ihn in einen andern Laden, wo gewöhnliches Zeug zur Kleidung um einen geringen Preis zu haben war. Dann sagte er zu ihm: „Siehe, ich finde es ganz wohlfeil in Athen.“

So einfach und mässig übrigens die gewöhnliche Lebensweise des Sokrates war, so gab es doch Gelegenheiten, wie religiöse Feste und freundschaftliche Gastmähler, wo er, wie jeder Grieche, Jovialität für anständig hielt. Bei solchen Gelegenheiten konnte er mehr Wein, als irgend ein gegenwärtiger Gast trinken, ohne davon überwältigt zu werden, Eine Scene dieser Art schildert uns Plato im „Symposion“ oder Gastmahl. Agathon giebt eine Festlichkeit wegen eines Siegs, den seine Tragödie am vorigen Tage bei den Festen davongetragen hatte. Alcibiades, der schon nicht mehr ganz nüchtern in der Gesellschaft erscheint, macht sich zum König des Mahls und reicht den Andern den Pokal, um sie zur Höhe seiner Stimmung zu erheben; von Sokrates aber sagt er, dass er mit diesem nichts ausrichten könne, weil dieser bleibe, wie er sei, wenn er auch noch so viel trinke. Plato lässt dann Einen, der die Reden des Gastmahls erzählt, auch diess erzählen, dass er endlich

mit den Andern auf den Polstern eingeschlafen sei. Wie er des Morgens aufgewacht, habe Sokrates noch mit dem Becher in der Hand dagesessen und sich ganz verständig mit Aristophanes und Agathon über die Komödie und Tragödie besprochen, ob Einer zugleich Tragödien- und Komödiendichter sein könne. Dann sei er zur gewöhnlichen Stunde an die öffentlichen Orte, in die Gymnasien gegangen, als ob nichts vorgefallen sei, und habe sich, wie sonst, den ganzen Tag da herumbewegt. Wir sehen hieraus, dass wir uns Sokrates durchaus nicht in der Weise eines Kopfhängers oder düstern Moralisten zu denken haben. Sein durch und durch gesunder Geist wusste von dieser Krankheit nichts.

Wenn ich ein Charakterbild von Sokrates entwerfen soll, so muss ich sagen, dass er die seltensten Tugenden in sich vereinigte, die je das Leben eines Privatmanns geziert haben: Weisheit, Enthaltsamkeit, Mässigung, Bescheidenheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit, Unbeugsamkeit, feste Rechtlichkeit gegen Tyrannen und Volk. Habsucht und Herrschsucht waren ihm gleich fremd. Sein Betragen gegen Andere war voll ruhiger Würde, gerecht, aufrichtig, ehrlich, ohne Härte. Aber nicht blos das wir sehen an ihm auch ein Beispiel der ausgearbeitetsten attischen Urbanität, d. h. eine Bewegung in den freiesten Verhältnissen, eine offene Redseligkeit, die ihrer immer besonnen ist und immer das richtige lebendige Verhältniss zu den Individuen und zu der Lage trifft, worin sie sich bewegt. Sein Umgang war der eines höchst gebildeten Menschen, der in seine Beziehung zu Andern bei aller Lebendigkeit nie etwas Ungeeignetes legt und alles Widrige vermeidet. So gehören denn Xenophon's, besonders aber Plato's Sokratische Dialoge zu den höchsten Mustern dieser feinen, geselligen Bildung. Bei uns sind die Tugenden oft entweder Folgen der inneren Anlagen, des Naturells, oder hängen mit der Lage, in der wir uns be-

finden, mit den Sitten, die unter uns herrschen, zusammen. Bei Sokrates aber haben sie die Form *nicht* der Sitte oder eines Naturells oder einer Nothwendigkeit, sondern einer *selbstständigen Bestimmung*. *Seine* Tugenden sind als *eigentliche* Tugenden zu nehmen, da er sie sich durch seinen *Willen* zur Gewohnheit machte. So steht er vor uns als eine jener grossen *plastischen* Naturen, durch und durch aus *einem* Stück, wie wir sie in jener Zeit zu sehen gewohnt sind, als ein vollendetes classisches Kunstwerk, das sich *selbst* zu dieser Höhe gebracht hat. Solche Individuen sind nicht *gemacht*, sondern zu dem, was sie waren, haben sie sich *selbstständig* ausgebildet; sie sind das geworden, was sie haben sein *wollen*, und sind ihm treu gewesen. In einem eigentlichen Kunstwerke ist dies die ausgezeichnete Seite, dass irgend eine *Idee* hervorgebracht, ein *Charakter* dargestellt ist, so dass *jeder* Zug dadurch bestimmt ist; und indem dies ist, ist das Kunstwerk einerseits *lebendig*, andererseits *schön*, da die höchste Schönheit eben die vollkommenste Durchbildung *aller* Seiten der Individualität nach dem *einen* innerlichen Prinzipe ist. Solche Kunstwerke sind auch die grossen Männer jener Zeit. Das höchste plastische Individuum als Staatsmann ist Perikles, und um ihn, gleich Sternen, haben Sophokles, Thucydides, Sokrates u. s. w. ihre Individualität zu einer eigenthümlichen Existenz herausgearbeitet, die ein Charakter, ein durch das ganze Dasein durchgebildetes Prinzip ist. Perikles hat ganz allein dem Zweck gelebt, ein Staatsmann zu sein. So hat auch Sokrates durch seine Kunst und die Kraft des selbstbewussten Willens sich *selbst* zu jenem bestimmten Charakter ausgebildet, als welcher er in der Geschichte erscheint. Durch sein Prinzip hat er den langen Einfluss erreicht, der noch jetzt in Beziehung auf Religion, Wissenschaft und Recht durchgreifend ist, indem seit ihm der Genius der *innern Ueberzeugung*

die Basis ist, die dem Menschen als das Erste gelten muss.

Damit bin ich nun bei dem Punkte angekommen, wo von der Lehre des Sokrates zu sprechen ist. Es wäre dies ein weitschichtiges Capitel, wenn ich es erschöpfend behandeln wollte. Aber ich hoffe aus Rücksicht auf die Kürze der mir zugemessenen Zeit Entschuldigung zu finden, wenn ich mich auf das Nothwendigste beschränke; denn es liegt noch manches Andere vor uns. Viele meinen, das Hauptverdienst des Sokrates bestehe darin, dass er zuerst die Unsterblichkeit der Seele gelehrt habe. Das ist nicht der Fall. Den Unsterblichkeitsglauben hatten die Griechen schon; nur verbanden sie damit andere Vorstellungen, als wir. Im Olymp thronten die seligen Götter und die zu Halbgöttern erhobenen Heroen. Die Sterblichen kamen nach ihrem Tode in die Unterwelt, den Hades, und führten hier ein Schattenleben fort, die Guten im Elysium, die Bösen im Tartarus. An dieser Vorstellung hat Sokrates nicht direct gerüttelt; sie erschien ihm als Nebensache, als unschädliche Träumerei. Nur einmal kommt überhaupt die Unsterblichkeit der Seele in seinen Gesprächen vor, und zwar in der letzten Unterredung vor seinem Tode; aber selbst da erscheint sie ihm nicht als Trost in unserm Sinne (er bedurfte dessen nicht), sondern ungefähr in der Weise, wie dem homerischen Achilles, der, als ihn Odysseus in der Unterwelt wegen seines Heldenruhms beglückwünscht, seufzend erwidert: er wolle lieber der ärmste Ackerknecht auf der Erde, als ein gepriesener Held im Schattenreiche sein. Nein, Sokrates hatte es nicht mit dem Uebersinnlichen, sondern mit der realen Welt zu thun; er führte, um einen etwas poetischen Ausdruck des Cicero zu gebrauchen, die Philosophie vom Himmel auf die Erde herab; er führte sie in die Häuser und in das tägliche Leben der Menschen ein; er brachte sie, wie Diogenes Laërtius sagt,

„auf den Markt". Die Philosophen vor ihm hatten ihre Bemühungen vorzugsweise auf die Erkenntniss der Natur, die Erforschung der Weltentstehung und die Durchdringung des Uebersinnlichen gerichtet. Einem Manne, wie Sokrates, dessen Natur vorwiegend praktisch war, musste dies als gehaltlose und unnütze Grübelei erscheinen; denn selbst die Physik verdiente damals keinen andern Namen, da sie sich nicht auf Erfahrung und Beobachtung, sondern auf Folgerungen und Schlüsse stützte, die meist in die Luft gebaut waren. Er sprach also offen die Meinung aus, dass das Uebersinnliche und die verborgenen Kräfte und Endursachen der Natur dem menschlichen Verstande unerreichbar seien und dass, auch wenn die Erkenntniss derselben möglich wäre, dies doch keinen unmittelbaren Nutzen für das Leben und seine Zwecke haben würde. Ihm war das Wichtigste der Mensch und seine sittlichen Anlagen. Von ihm ging der Satz aus: „Der Mensch als denkendes Wesen ist das Maass aller Dinge." Demzufolge machte er die Moral und das Studium des Menschen zum Hauptgegenstande seiner philosophischen Forschungen und suchte nicht durch die philosophische Lehre an und für sich selbst, sondern hauptsächlich durch die Anwendung derselben auf's Leben zu wirken. Feind aller unfruchtbaren Theorien, bestrebte er sich, die Menschen zum Nachdenken über ihr eignes Wesen hinzulenken, damit sie sich über ihr Thun und Lassen, über das Gute und Böse und die eigentliche Aufgabe des Lebens Rechenschaft geben könnten. In diesem Sinne erklärte er den Ausspruch: „Erkenne dich selbst!", welcher über dem Eingang in den Tempel zu Delphi als Inschrift angebracht war, für den Inbegriff der wahren Weisheit. Seine Tugend hiess Einsicht; das Mittel, wodurch er wirkte, war der schlichte Verstand; das Wahre legte er in die Entscheidung des innern Bewusstseins. Nicht gelehrt wollte er seine Zeitgenossen machen,

sondern verständig und tugendhaft. Nicht eine neue Grundansicht von den Dingen wollte er aufstellen, nicht als tiefer Geist glänzen, sondern mit Hülfe der blossen gesunden Vernunft die Menschen aller Stände und Berufsthätigkeiten aufklären und veredeln. So gab er, ohne die Absicht, ein neues philosophisches System zu schaffen, doch der Moralphilosophie, der Ethik ihre Entstehung, und diese dauert heute noch als das fort, wozu Sokrates sie gemacht hat: als ein bestimmter Zweig der Philosophie, neben welcher Politik, Rhetorik, Logik und andere sich auf den Menschen und die Gesellschaft beziehende Speculationen sich nach und nach eingeordnet haben.

Das Ziel, nach dem Sokrates strebte, wird erst recht deutlich durch die Art und Weise, wie er dasselbe verfolgte. Sein Lehren war kein eigentliches Lehren, sondern vielmehr ein philosophisches Umgangsleben mit Jedermann, das äusserlich dem Leben der Athener überhaupt glich, die den grössten Theil des Tages ohne eigentliches Geschäft auf dem Markte waren oder sich in den öffentlichen Gymnasien herumtrieben und theils hier ihre körperlichen Uebungen vornahmen, theils sich mit einander unterhielten. Diese Art und Weise des Umgangs war nur möglich nach der Weise des athenischen Lebens, wo die meisten Arbeiten, die jetzt ein freier Bürger eines Landes thut, von Sklaven verrichtet wurden, da sie für freie Männer unwürdig galten. Ein freier Bürger konnte in Athen zwar auch Handwerker sein; er hatte aber doch Sklaven, welche die Geschäfte verrichteten, wie ein Meister jetzt Gesellen. Heutiges Tages würde ein solches Herumleben gar nicht zu unsern Sitten passen. So schlenderte nun auch Sokrates herum und lebte in einer eben solchen beständigen Unterhaltung über ethische Ansichten. Andere Lehrer hielten ihre Vorträge, abgesondert von der Menge, in einem Privathause oder Garten, hatten ihre besondern Schüler und ertheilten oder verweigerten nach Belieben

den Zutritt zu ihren Vorlesungen. Sokrates aber war überall und für Alle da. Früh am Morgen besuchte er die öffentlichen Spaziergänge, die Gymnasien und die Schulen, wo die Jünglinge Unterricht erhielten; dann sah man ihn auf dem Marktplatze zu der Stunde, wo er am gedrängtesten voll war, unter den Buden und Tischen, wo Waaren zum Verkaufe ausgestellt waren; und so ging es den ganzen Tag fort. Er sprach mit Jedem, der ihn anzureden suchte, er mochte jung oder alt, reich oder arm sein, und vor den Ohren Aller, welche dabei stehen bleiben wollten. Er unterhielt sich mit Sophisten, Staatsmännern, Kriegern und Bürgern aller Art; er trat zu Schneider und Schuster in die Werkstatt; er besuchte alle männlichen und weiblichen interessanten Personen in der Stadt. Seine Freundschaft mit der Aspasia, der geistvollen Gattin des Perikles, ist wohlbekannt, und eins der interessantesten Capitel in den „Memorabilien“ des Xenophon erzählt seinen Besuch bei der Theodote und seine Unterhaltung mit ihr.

Bei allen diesen Unterhaltungen wandte er die Methode an, die nach ihm die Sokratische Methode genannt worden ist. Sie war wesentlich dialektischer Art und ging hauptsächlich darauf aus, den Menschen Misstrauen gegen ihre Voraussetzungen einzuflössen, ihren Wissensdünkel zu zerstören und sie so für die wahre Weisheit empfänglich zu machen. Sokrates verhält sich dabei fragend. Er fängt in der Regel damit an, die gewöhnlichen Vorstellungen, die Andere für wahr halten, auch anzunehmen. Um aber die Andern zum Aussprechen derselben zu bringen, stellt er sich unwissend darüber und richtet nun mit dem Scheine der Unbefangenheit Fragen an die Leute, als ob sie ihn belehren sollten, in der That aber, um sie auszuforschen. Dieses ist dann die berühmte Sokratische Ironie. Was er damit bewirken wollte, war, dass, indem die Andern ihre Grundsätze vorbrachten, er selbst aus

jedem bestimmten Satze das Gegentheil als Consequenz entwickelte oder von ihrem eigenen Bewusstsein ziehen liess. Indem aber dieses Gegentheil von den Menschen ebenfalls als wahr anerkannt werden musste, so liess er sie dadurch erkennen, dass sie sich selbst *widersprächen*. So lehrte also Sokrates Die, mit denen er umging, *wissen, dass sie Nichts wissen*; ja, was noch mehr ist, er sagte von sich selber, er wisse Nichts, und nahm den Ausspruch des delphischen Orakels, dass er der weiseste unter den Griechen sei, nur insofern an, als nach seiner Ansicht allerdings Derjenige weiser, als andere Menschen, sei, der erkenne und sich eingestehe, dass er Nichts wisse.

Das *zweite* Moment in der Sokratischen Methode ist das, was er scherzhaft seine *Hebammmenkunst* genannt hat, die ihm von seiner Mutter überkommen sei. Er verstand darunter die Kunst, die intellectuelle Geburt bei Andern zu unterstützen und dem ringenden Gedanken zur Welt zu helfen. Gleichzeitig prüfte er aber den Gedankenabkömmling, den sie zum Vorschein brachten, sehr genau, und wenn er sich verkrüppelt oder unversprechend erwies, so warf er ihn mit der Härte einer lykurgischen Amme weg, wie gross auch der Widerwille des Muttergeistes sein mochte, sich von seinem Neugebornen zu trennen.

Es ist unzweifelhaft, dass diese anregende Methode Erfolge erlangte, die nicht nur für die Zeit des Sokrates bedeutend, sondern noch ungleich grossartiger und dauernder in Bezug auf die Zukunft waren. Spätere Philosophen können eine fleissiger ausgearbeitete Lehre und eine grössere Anzahl von Schülern gehabt haben, die ihre Idee einsogen; aber keiner von ihnen schlug, wie Sokrates, jenes Feuer aus andern Geistern, welches das ursprüngliche Denken erleuchtet. Seiner intellectuellen Schule entsprang nicht allein *Plato*, selbst eine Heerschaar, sondern auch alle die andern Führer griechischer Philosophie

für das nächste halbe Jahrhundert und alle Jene, welche das grosse Fach speculativer Philosophie bis zu späteren Zeiten fortsetzten. Euklides und die megarische Philosophenschule, Aristippos und die kyrenaische Schule, Antisthenes und Diogenes, die Ersten der sogenannten Cyniker, Alle gingen mehr oder weniger aus dem von Sokrates mitgetheilten Antriebe hervor, obgleich Jeder einer andern Denkader folgte.

Aber nicht Alle, mit denen Sokrates sich unterhielt, waren Platos, Euklide, Aristippe und Antisthenesse. Bei den schwächern Geistern erntete er Hass. Einen Menschen zu überzeugen, dass er über Dinge, die er bisher hinlänglich zu kennen glaubte, sich noch in tiefer Unwissenheit befinde, und dies so sehr, dass er einige wenige dahin gehörige Fragen nicht beantworten kann, ohne sich in die offenbarsten Widersprüche zu verwickeln, dies mag eine höchst heilsame, für die zukünftige Besserung des Betreffenden nothwendige Operation sein; aber es ist eine Operation peinlicher geistiger Chirurgie, welche wenige Menschen aushalten können, ohne den Operateur für den Augenblick zu hassen. Später, wenn die heilsamen Folgen der Operation sich entwickelt hatten, verwandelte sich natürlich bei Denen, welche ausgehalten hatten, die Abneigung in Achtung und Bewunderung. Wir wissen aber durch Xenophon, dass Viele, welche den ersten empfindlichen Stoss der Sokratischen Dialektik erfahren hatten, dem Meister niemals wieder zu nahe kamen. Er beachtete sie zwar nicht; sie waren ihm träge Geister; aber ihre Stimmen zählten im feindlichen Chore nicht weniger. Was diesen feindlichen Chor um so furchtbarer machte, war der hohe Stand und die einflussreiche Stellung seiner Führer. Denn Sokrates selbst sagt uns, dass die Männer, welche er hauptsächlich zur Prüfung durch Kreuzundquerfragen aussuchte, die Männer von Berühmtheit waren, als Staatsmänner, Rhetoren, Poeten etc., kurz Jene, welche höchst empfindlich für solche Demüthigung

und zugleich am meisten in der Lage waren, ihre Feindschaft wirksam zu machen.

Die vornehmsten und gefährlichsten unter denselben waren die Sophisten, deren es eine ziemliche Menge gab, aus welcher als die Bedeutendsten hervorragten: Protagoras aus Abdera, Gorgias aus Leontini, Polos aus Agrigent, Hippias aus Elis, Prodikos aus Ceos, Thrasymachos aus Chalcedon, Euthydemos und Dionysodoros aus Chios und Antiphon aus Athen. Der Beruf dieser Leute war, die jungen Leute zu den Pflichten, Geschäften und Erfolgen des Privat- und Staatsgeschäftslebens zu erziehen. Sie waren die eigentlichen Professoren von Athen, hielten Schulen in abgesonderten Lokalen und verdienten viel Geld. Ich bin weit entfernt, die Verdienste zu leugnen, die sich ein Theil dieser Männer um die Bildung der ihnen anvertrauten Jugend erworben hat; aber den Meisten wird vorgeworfen, die Geistesbildung auf Kosten der Herzensbildung befördert zu haben. Sie suchten ihre Zöglinge zu gewand[...] Klopffechtern heranzubilden, eben

so geeignet, das
gewöhnten ihren
fähig, sich (vork
hinwegzusetzen
sprechen. Diese
gegen und liess
lächerlich zu m
brandmarken.
eitelkeit fähig is
Sophisten zu u
diess hassten si
Bezahlung für s
massen das Ha

Wenn wir

.er
..chste,
..n Gegen-
und seinen
lässt sich. na-
..achweisen. Aristo-
..e von der negativen
solche Seite hatte, lässt
..schämenden Gefühl des Nichts-
..ten beibrachte, erschütterte er in

rec.
ist, n
Athener
Götter selbst
dichter Aeschylo
Geissel nicht; der
Lustspiel „die Ritter“
Perikles musste sich's gefa
belkopf“ (eine Anspielung
Bühne gebracht zu werden.

so können wir uns blos wundern, dass die Anklage gegen Sokrates erst so spät erfolgte, denn sie wäre früher eben so anwendbar gewesen, als später. Wahr ist es, dass, wie die Geschichte uns nur einen Sokrates bietet, es auch nur eine Stadt in der alten Welt gab, in der man ihn sicher und ungestraft sein originelles Leben als moralischer Missionär 30 Jahre lang fortführen liess, und diese Stadt war Athen. Die festbegründete Liberalität der demokratischen Gesinnung zu Athen war es, welche die edle Excentricität des Sokrates so lange vor Störung durch die zahlreichen Feinde, welche sie hervorrief, schützte. Zu Sparta, zu Theben, zu Argos, Miletos oder Syrakus würde sein tadelloses Leben als Schild unzureichend gewesen sein, und seine unwiderstehliche dialektische Kraft würde nur eine Ursache mehr abgegeben haben, ihn desto schneller zum Schweigen zu bringen. Von nichtgriechischen Ländern will ich gar nicht reden. Christus konnte unter den Juden nur drei Jahre lehren!

Die Angriffe, die Sokrates erfuhr, waren von zweierlei Art. Zuerst griff ihn Aristophanes in dem Lustspiel: „die Wolken“ an, und dann wurde er förmlich vor'm Volke angeklagt.

Es ist bekannt, dass Aristophanes, der nicht mit Un-
fahr ht „der ungezogene Liebling der Grazien“ genannt worden
Er beac cht nur die berühmten Männer Athens, sondern auch die
ihre Stimme überhaupt, das personificirte athenische Volk und die
diesen feindlich auf das Theater brachte. Die grossen Tragödien-
Stand und die ein s und Euripides entgingen seiner satyrischen
krates selbst sagt uns gefürchtete Demagog Kleon wurde in dem
lich zur Prüfung durch Kr durchgehechelt, und selbst der gewaltige
von Berühmtheit waren, als S llen lassen, unter dem Namen „Zwie-
kurz Jene, welche höchst emp uf seinen grossen Kopf!) auf die
darf uns daher nicht Wunder

nehmen, dass auch Sokrates als Repräsentant des philosophischen und rhetorischen Unterrichts an die Reihe kam. Er eignete sich um so mehr dazu, als seine markirte und abstossende Physiognomie es sehr leicht zuliess, in der Maske, welche der Schauspieler trug, nachgeahmt zu werden. Die Zuhörerschaft im Theater vermochte die eigenthümliche Figur, die sie alle Tage auf dem Marktplatze zu sehen gewöhnt war, weit leichter wieder zu erkennen, als wenn Protagoras oder ein anderer Sophist, den sie nicht von Ansehen kannte, auf die Bühne gebracht worden wäre.

Es widerspricht zwar unserer germanischen Ernsthaftigkeit, zu sehen, wie Aristophanes lebende Männer im Staate mit ihren Namen auf die Bühne bringt, um sie lächerlich zu machen, besonders aber einen so rechtschaffenen Mann, wie Sokrates; indess brauchen wir deshalb den Aristophanes weder zu rechtfertigen, noch auch nur zu entschuldigen. Die Erscheinung der Aristophanischen Komödie ist ein ebenso wesentliches Ingredienz im Athenischen Volke, Aristophanes eine eben so nothwendige Figur, als es der erhabene Perikles, der leichtsinnige Alcibiades, der göttliche Sophokles und der moralische Sokrates waren; denn er gehört eben so sehr in den Kreis dieser Sterne. Man würde sehr irren, wenn man diesen Dichter für einen gewöhnlichen Possenreisser und seichten Spassvogel halten wollte, der seinem Witze Alles, selbst das Heiligste und Vortrefflichste, aufopferte, um nur die Athener lachen zu machen. Im Gegentheil, Alles hatte bei ihm viel tiefere Ursachen, und seinen Spässen lag ein hoher Ernst zu Grunde. Dies lässt sich namentlich bei der Komödie: „die Wolken“ nachweisen. Aristophanes hatte die Sokratische Philosophie von der negativen Seite aufgefasst, und dass sie eine solche Seite hatte, lässt sich nicht abstreiten. Mit dem beschämenden Gefühl des Nichtswissens, das Sokrates den Leuten beibrachte, erschütterte er in

ihnen zugleich den Glauben an alles das, was ihnen bisher für feststehend gegolten hatte, und stürzte sie in ein Meer von Zweifeln, aus dem nur die stärkeren Schwimmer das rettende Ufer erreichen konnten, während die schwächeren versanken. Indem Sokrates ferner das Wahre in das Entscheiden des innern Bewusstseins legte, trat er in einen Gegensatz zu dem, was dermalen als recht und wahr bei dem athenischen Volke galt. Er erschien also dem Aristophanes als Einer, der das gesetzlich Bestehende wankend machte, und indem der Dichter dagegen auftrat, zeigte er sich als gründlichen Patrioten und getreuen Bürger.

Das Komische in den „Wolken“ liegt darin, dass der Verfasser den Sokrates mit all seinem moralischen Bemühen das Gegentheil dessen hervorbringen lässt, was er beabsichtigte, und dass ebenfalls seinen Schülern die neuen Entdeckungen, die sie für ein Glück halten, sich hässlich verkehren und zum Gegentheil dessen werden, was sie meinten. Aristophanes hat dabei Spässe gemacht, die nicht zur Sache gehören, wie unter Anderm, dass Sokrates sich mit gründlichen Untersuchungen über die Frage beschäftigt habe: „wie weit die Flöhe springen können?“ und dass er ihnen deshalb Wachs an die Füsse geklebt habe. Dies ist natürlich nichts Historisches; aber begründet ist es, dass Sokrates in seiner Philosophie jene negative Seite hatte, die Aristophanes mit Bitterkeit hervorgehoben hat. Die kurze Fabel der „Wolken“ ist nämlich diese:

Strepsiades, ein ehrlicher athenischer Bürger von alter Art, hat grosse Noth mit seinem neumodischen, verschwenderischen Sohne Pheidippides, unter dem Alcibiades gemeint sein soll. Dieser Pheidippides, von Frau Mutter und Herrn Onkel verzogen, hält Pferde und führt eine Lebensweise, die seinen Umständen unangemessen ist. Der Vater hat dadurch Noth mit den Gläubigern, geht in dieser Noth zum Sokrates

und tritt bei ihm als Schüler ein. Da lernt der Alte, dass nicht dies und nicht dies, sondern jenes gerecht ist, oder er lernt stärkere und schwächere Gründe. Er lernt die Dialektik der Gesetze, z. B. wie man durch Gründe umstosse, seine Schulden zu bezahlen. Hocherfreut darüber, nöthigt er hierauf auch seinen Sohn, bei Sokrates in die Schule zu gehen, der dann auch seine gehörige Weisheit profitirt und dies jubelnd verkündet:

Wie süss, mit neuerfund'ner Lehr' und Trefflichkeit bekannt sein
Und auf des Alterthums Gesetz mit Selbstgefühl herabschaun!

Nun tritt aber die komische Wendung ein, herbeigeführt durch den schlechten Geist des Strepsiades und seines Sohnes. Strepsiades nämlich, mit der neuen sokratischen Weisheit von Gründen und Gründeerfinden ausgerüstet, fühlt sich nun gewaffnet gegen das Hauptübel, das ihn drückt, gegen seine mahnenden Gläubiger. Diese kommen denn auch bald nach einander angerückt, um ihr Geld zu holen. Strepsiades weiss sie aber mit guten Gründen abzuspeisen und wegzuraisonniren, indem er sie durch allerlei *titulos* beschwichtigt und ihnen zeigt, dass er sie zu bezahlen nicht nöthig habe. Ja, er verhöhnt sie sogar und ist sehr vergnügt, dies Alles bei Sokrates gelernt zu haben. Aber bald ändert sich die Scene und wendet sich die Sache. Der Sohn kommt herbei, beträgt sich gegen seinen Vater sehr ungezogen und prügelt ihn sogar am Ende aus. Der Vater schreit darüber auf's Höchste, als über die letzte Unwürdigkeit. Der Sohn aber beweist ihm mit eben so guten Gründen nach der Methode, die er bei Sokrates profitirt hat, dass er ein vollkommenes Recht habe, ihn zu prügeln. Er sagt:

Als früher noch am Pferdekram ich hing mit ganzer Seele,
Da konnt' ich kaum drei Worte nur aussprechen ohne Anstoss.
Doch jetzo, seit mich Sokrates von solchem Treiben abzog
Und mir die feinsten Sätz' und Wort' und Grübelei'n gelehrt hat,
Jetzt werd' ich zeigen, recht ja sei's, zu zücht'gen auch den Vater.

Strepsiades endigt die Kömödie mit der Verwünschung der Sokratischen Dialektik, mit der Rückkehr zu seiner alten Sitte und der Abbrennung des Hauses des Sokrates.

Die Uebertreibung, die man dem Aristophanes zuschieben könnte, ist, dass er diese Dialektik zur ganzen Bitterkeit der Consequenz fortgetrieben hat;. es kann jedoch nicht gesagt werden, dass dem Sokrates mit dieser Darstellung ganz Unrecht geschehen sei. Ja, man muss sogar die Tiefe des Aristophanes bewundern, die negative Seite der Sokratischen Dialektik herausgefunden und (nach seiner Weise freilich) mit so festem Pinsel dargestellt zu haben. Denn die Entscheidung wird beim Verfahren des Sokrates, wie früher bereits bemerkt, immer in das Subjekt, in das Gewissen gelegt werden; wo aber das Gewissen schlecht ist, muss sich die Geschichte des Strepsiades wiederholen.

Es wird erzählt, dass Sokrates bei der Aufführung der „Wolken“ selbst im Theater gewesen sei. Während nun die Athener so recht herzlich über den carrikirten Sokrates auf der Bühne lachten, habe sich der wirkliche Sokrates auf die Bank gestellt, so dass ihn das ganze Publikum sehen konnte, und darauf sei das Gelächter sofort verstummt. Wir lassen dies dahingestellt, bemerken aber, dass die Komödie des Aristophanes einen ausserordentlichen Eindruck machte, einen Eindruck, der selbst durch eine Reihe von Jahren nicht verwischt werden konnte. Die Wirkung war so dauernd, dass, obgleich die „Wolken“ 23 Jahre vor dem Tode des Sokrates entstanden, der Letztere doch noch für nöthig hielt, in seiner Vertheidigungsrede ausdrücklich gegen die Anschuldigungen zu protestiren, die ihm in jenem witzigen Lustspiel gemacht worden waren. Die „Wolken“ können also gewissermassen als Vorspiel zu der später erfolgten Anklage angesehen werden.

Indem wir nun zu dieser Anklage selbst übergehen, kommen

wir zu dem Abschluss dieses merkwürdigen Lebens, der dem Untergang der Tropensonne gleicht, die in ihrer vollen Grossartigkeit und Glorie vom Horizonte verschwindet. Ich werde, entgegen der Betrachtungsweise der meisten Historiker, das Benehmen der Athener nicht ohne Weiteres verdammen, sondern es vielmehr begreiflich erscheinen lassen, indem ich mich unparteiisch in ihren Standpunkt hineindenke und dessen Berechtigung nachweise. Gerade dadurch aber wird das Schicksal des Sokrates ächt tragisch, nicht im oberflächlichen Sinne des Wortes, wornach man jedes Unglück tragisch nennt, sondern im eigentlichen Sinne. Zu sagen, dass Sokrates unschuldig zum Tode verurtheilt worden sei, hiesse sein Loos noch nicht zu einem tragischen stempeln. Ein unschuldiges Leiden ist nur traurig, aber nicht tragisch; denn es ist kein vernünftiges Unglück. Das Unglück ist nur dann vernünftig, wenn es durch den freien Willen des Menschen hervorgebracht wird, und dieser Wille muss eben so berechtigt und sittlich sein, wie die Macht, gegen die er auftritt. Im wahrhaft Tragischen müssen also berechtigte, sittliche Mächte von beiden Seiten es sein, die in Collision kommen, und so ist das Schicksal des Sokrates. Zwei entgegengesetzte Rechte treten hier gegen einander auf. Das eine ist das göttliche Recht, die festbegründete Sitte, oder mit andern Worten die athenische Staatsreligion und die athenische Demokratie, in deren Gesetzen das Volk den Ausdruck seines eigenen Willens erkennt und unter deren Schirm es frei und edel lebt. Wir können dies Prinzip abstracter Weise die objective Freiheit nennen. Das andere Prinzip ist dagegen das eben so göttliche Recht des Bewusstseins, das Recht des Wissens oder der subjectiven Freiheit; das ist die Frucht des Baums der Erkenntniss des Guten und des Bösen, d. h. der aus sich schöpfenden Vernunft; es ist das allgemeine Prinzip der Philosophie

für alle folgenden Zeiten. Diese zwei Prinzipien sind es, die wir im Schicksal des Sokrates gegen einander auftreten sehen, und diesen interessanten Kampf näher zu betrachten, soll die Aufgabe meiner dritten und letzten Vorlesung sein.

Dritte Vorlesung.

Sokrates' Prozess und Ende.

Die Anklage gegen Sokrates erfolgte im Jahre 399 v. Chr. G., vier Jahre nach der Wiederherstellung der Demokratie durch Thrasybul. Schlosser thut, als habe mit dieser politischen Veränderung das Heer der Sophisten, der heuchlerischen Priester und der selbstsüchtigen Staatsmänner von Neuem freien Spielraum gewonnen und als seien hauptsächlich diese es gewesen, die sich zum Sturze des Sokrates verschworen hätten, um einen für ihre Absichten und Bestrebungen höchst gefährlichen Feind zu beseitigen. Das ist aber Alles gar nicht wahr. Demokraten haben den Sokrates angeklagt, und Eifer für Athen und die Demokratie war es, der ihre Handlungsweise leitete. Tennemann ist gerade hierüber äusserst erstaunt; er kann sich nicht genug verwundern, wie es möglich war, „dass unter der wieder errichteten rechtlichen Regierung und Freiheit nach Stürzung des Despotismus ein Mann, wie Sokrates, ein Opfer der Kabalen werden konnte.“ Aber er sollte bedenken, dass eben durch den kurzen Despotismus der dreissig Tyrannen den Athenern die Gefahr, in der ihr Prinzip schwebte, zum Bewusstsein gekommen war und dass sie sich daher jetzt viel eher geneigt fühlten, gegen die Feinde der Volksherrschaft einzuschreiten, als früher, wo sie dieselben für unschädlich gehalten hatten. Für einen solchen Feind der gesetzlich bestehen-

den Staatseinrichtungen hielten sie denn nun auch den Sokrates. Ob mit Recht oder Unrecht, wird sich im Nachfolgenden zeigen.

Drei Personen waren es, welche die Anklage gegen Sokrates erhoben: Melitos, ein Dichter, Anytos, Besitzer einer Gerberei, und Lykon, ein Rhetor. Von Letzterem ist uns nichts Näheres bekannt. Von den beiden Ersten aber wissen wir, dass sie grosse Verdienste um die Wiederherstellung der Demokratie hatten und in Folge dessen damals einen bedeutenden Einfluss übten.

Anytos hatte von seinem Vater Anthemion beträchtliche Reichthümer geerbt, sich aber dadurch nicht verleiten lassen, der Demokratie untreu zu werden. Unter der Herrschaft der Dreissig gab er lieber sein Vermögen, als seine Grundsätze auf und verliess mit Thrasybulos Athen. In Phyle wurde er von seinen Gesinnungsgenossen neben Thrasybul zum Feldherrn gewählt und machte dann den Befreiungszug gegen Athen mit, wobei er eben so viel Geschick als Tapferkeit entwickelte. Nach erlangtem Siege benahm er sich mit edler Mässigung; denn obgleich er nun Diejenigen hätte verfolgen können, die ihn eines grossen Theils seines Vermögens beraubt hatten, so respectirte er doch die einmal erlassene Amnestie und blieb bei dem Eide, den er geschworen: wegen des Vergangenen keine Rache nehmen zu wollen. Dieser verdienstvolle Patriot, der Feuer und Flamme für die Demokratie war, konnte einem Manne, wie Sokrates, der sich bei allen Parteikämpfen der letzten Zeit passiv verhalten hätte, nicht besonders gewogen sein. Aber es kam noch ein besonderer Umstand hinzu, um seine Abneigung zum unversöhnlichen Groll zu steigern. Anytos hatte einen Sohn, der, wie er, Gerber werden sollte, um dereinst das lucrative väterliche Geschäft fortzusetzen. Mit diesem jungen Menschen hatte Sokrates Bekanntschaft gemacht und keine üblen Anlagen an ihm entdeckt. Er glaubte ihn zu etwas Besserem berufen

und nahm daher gelegentlich mit dem Vater Rücksprache, ihn auffordernd, er solle seinen Sohn nicht zu dem Geschäfte der Gerberei erziehen, sondern auf eine eines freien Mannes würdige Weise. Anytos wunderte sich um so mehr über diese Zumuthung, als er bis jetzt in seinem Handwerk durchaus nichts Schimpfliches erblickt hatte, und wies die Einmischung des Sokrates mit Entschiedenheit zurück. Darauf prophezeite ihm Sokrates: sein Sohn werde bei der sklavischen Arbeit, zu der er ihn anhalte, nicht bleiben; weil er jedoch keinen vernünftigen Mann um sich habe, der sich seiner annehme, so werde er in schlechte Begierden verfallen und es in der Liederlichkeit weit bringen. Xenophon, der uns dies erzählt, fügt hinzu, dass des Sokrates Voraussetzung sich wörtlich bestätigt habe; der Jüngling habe sich dem Trunk ergeben und sei, Tag und Nacht fortzechend, zuletzt ein ganz unwürdiger Mensch geworden. Dies ist nun freilich leicht begreiflich. Ein Mensch, der sich für etwas Besseres tauglich hält (es sei nun wahr oder unwahr), wird mit dem Zustand, in dem er lebt und den er doch nicht ändern kann, unzufrieden werden; diese Verdrossenheit aber wird ihn erst zur Halbheit und dann auf den Weg der Schlechtigkeit bringen, der ihn in's Verderben führt. Die Prophezeiung des Sokrates war also ganz natürlich. Aber eben so natürlich war es, dass Anytos einen Hass auf den Propheten warf, weil er ihm Schuld gab, durch seine Autorität das in dem jungen Menschen schlummernde Missbehagen zum Bewusstsein erweckt und so dessen Ruin mittelbar veranlasst zu haben.

Melitos, der Genosse des Anytos, war ebenfalls mit Thrasybul in der Verbannung gewesen, und nach dem Sturze der Tyrannenherrschaft hatte er mit Kephisophon an der Spitze der Gesandtschaft gestanden, welche die zwischen den Befreiern von Athen und dem lacedämonischen Könige Pausanias II. abgeschlossenen Verträge nach Sparta brachte. Ein Beweis, dass

auch er in hohem Ansehen bei seinen Mitbürgern stand; denn unbedeutende Leute wählte man zu solchen Posten nicht. Melitos war es übrigens, der als Hauptankläger gegen Sokrates auftrat und die eigentliche Schriftklage gegen ihn einreichte. Die andern Beiden, Anytos und Lykon, secundirten ihm nur bei der mündlichen Begründung derselben. Diese schriftliche Anklage war noch in späterer Zeit im athenischen Staatsarchiv, dem Metroon, aufbewahrt und lautete wörtlich also:

„Melitos, des Melitos Sohn, aus Pitthos erhebt gegen den Sokrates, des Sophroniskos Sohn, aus Alopeke *) diese Schriftklage und beschwört sie mit dem Eid für Gefährde: Sokrates begeht ein Staatsverbrechen, indem er an die Staatsgötter nicht glaubt, dagegen andere neue Götter einführt; er begeht auch ein Staatsverbrechen, indem er die Jugend verdirbt. Strafantrag: Tod."

Der hier angeführte „Eid auf Gefährde" will besagen, dass der Ankläger, falls seine Anklage falsch und verläumderisch befunden wird, sich demselben Schicksale unterwirft, das er gegen seinen Gegner verlangt. Melitos riskirte also den Tod, wenn er mit seiner Klage nicht durchdrang. Diese selbst zerfällt, wie wir sehen, in zwei Theile; der eine betrifft die Religion, der andere die Moral und Politik.

Der erste Anklagepunkt, der es mit der Religion zu thun hat, behauptet zweierlei: 1) dass Sokrates nicht an die Staatsgötter glaube und 2) dass er neue Götter einführe. Untersuchen wir dies etwas genauer.

„Sokrates glaubt nicht an die athenischen Staatsgötter." War diese Anklage wahr? Ja. Sokrates war ein zu scharfer Denker, um die griechischen Göttergeschichten für mehr als Fabeln zu halten, und er pflegte nie von diesen

---

*) Pitthos und Alopeke waren Gaue oder Bezirke von Athen.

Dingen zu reden, ohne ironisch hinzuzusetzen: „Wenn jene Mythen wahr sind!“ In seiner Vertheidigung äusserte er unter Anderm offen seinen Unglauben an die Vorstellung von einer Unterwelt, wo der abgeschiedene Geist eine Schattenexistenz fortführe. „Wenn es etwas giebt“, sagte er, „worin ich weiser bin, als andere Menschen, so ist es gerade dieser Punkt, worin ich von ihnen abweiche. Da ich nichts vom Hades weiss, so gebe ich nicht vor, Kenntniss davon zu haben.“ Und ist es nicht gerade dies, was wir besonders an Sokrates zu rühmen gewohnt sind, dass er sich über die polytheistischen Vorstellungen seiner Zeit erhoben habe? Pflegt er nicht unter allen Männern, von denen die Geschichte uns berichtet, als der Einzige betrachtet zu werden, der vor Christus eine wahrere Lehre vom Wesen der Gottheit verbreitet habe? Ja, sagt nicht jede Geschichte der Religion und Philosophie, dass er ein Vorbereiter des Christenthums gewesen sei? So sehr ihm nun dies bei uns zur Empfehlung gereichen mag, so sehr musste es ihm bei den Athenern, die einen andern Glauben hatten, schaden.

Was hatte es denn aber für eine Bewandtniss mit der Einführung neuer Götter, von der die Anklage spricht? Dies bezieht sich auf den berühmten Genius des Sokrates oder sein Dämonion, wie es griechisch genannt wird. Sokrates rühmte sich nämlich göttlicher Inspirationen, übernatürlicher, von Oben kommender Impulse. Er behauptete, er habe von Kindheit an, meist in solchen Augenblicken, wo er zu handeln im Begriff gestanden, in seinem Innern eine göttliche Stimme gehört; diese habe ihn stets vor Fehltritten gewarnt und halte ihn heut noch ab, wenn er etwas Unrechtes thun wolle, treibe ihn aber niemals zu Etwas an. Sie wirke nur einschränkend, nie aufreizend. Er sei daran gewöhnt, sie sehr oft zu vernehmen, nicht bloss bei wichtigen, sondern auch bei unbedeutenden Angelegenheiten, nicht bloss in Betreff seiner

selbst, sondern auch in Betreff seiner Freunde. Diese innere Stimme nannte er sein Dämonion. Viele haben hierin eine Bizarrerie erblicken wollen. Wir sehen darin vielmehr eine Erscheinung, die an den Somnambulismus, an diese Gedoppeltheit des Bewusstseins streift, und in der That scheint sich bei Sokrates Etwas von der Art, was wir magnetischen Zustand nennen, gefunden zu haben, da er öfter in Starrsucht und Katalepsie verfallen sein soll. Jedenfalls darf uns bei dem Dämonion weder die Vorstellung von Schutzgeist, Engel und dergl. einfallen, noch auch das Gewissen. Das Dämonion des Sokrates ist nicht Sokrates selbst, nicht seine Meinung und Ueberzeugung, sondern ein Orakel, das aber zugleich nichts Aeusserliches, sondern etwas rein Subjectives ist. Es ist sein Orakel.

Indem aber Sokrates sein Orakel in sich fand, nicht ausser sich, trat er in Widerspruch zu dem griechischen Geiste. Der Standpunkt des letzteren war die unbefangene Sittlichkeit, wo der Mensch sich noch nicht aus sich bestimmte. Der Mensch wusste damals sein Inneres noch nicht so unabhängig und frei, um die Entschliessung aus sich selber zu nehmen, wie wir es thun. Er liess sich vielmehr von aussen her bestimmen durch den Ausspruch der Pythia zu Delphi und andere Orakel, durch das Geschrei und den Flug der Vögel, durch die Lage der Eingeweide der Opferthiere, selbst durch Donner und Blitz. Der Feldherr, ehe er eine Schlacht lieferte, der Schiffer, ehe er in See stach, der Kaufmann, ehe er eine Reise unternahm, der Jüngling und die Jungfrau, ehe sie einen Ehebund schlossen, kurz Alle und Jede fragten erst die Götter, d. h. die Orakel, Wahrsager und Opferschauer, ob der Schritt, den sie zu thun im Begriff ständen, von guten oder schlimmen Folgen begleitet sein werde. Niemand schöpfte aus dem subjectiven Willen, Niemand nahm die Entscheidung auf sich, weder die Gesammtheit in allgemeinen Dingen, noch das Individuum in Familien-

angelegenheiten. Die Zufälligkeit des Entschlusses wurde zu etwas Aeusserem gemacht. Sokrates aber verlegte die Zufälligkeit des Entschlusses in sich selbst, indem er seinen Dämon in seinem Bewusstsein hatte. Er brauchte den weissagenden Apollo nicht; ihm genügte „der Gott, der ihm im Busen wohnte.“ An die Stelle des delphischen Gottes stellte er das Prinzip: „Der Mensch müsse in sich schauen, um zu wissen, was das Wahre sei.“ Mit andern Worten: er setzte an die Stelle des Orakels das eigene Selbstbewusstsein jedes denkenden Menschen, und darin liegt die Umwälzung des griechischen Geistes, die ihm vorgeworfen ward.

Sokrates war es freilich nicht allein und nicht der Erste, der mit einer freieren Erkenntniss an dem Glauben der Väter rüttelte. Schon vor ihm hatte sich abweichende Lehre hervorgewagt; aber der Staat hatte nicht die Meinung entstehen lassen, als ob er solche Lehre billige. Diagoras von Melos hatte, weil er mit aller Bestimmtheit das Dasein der Götter leugnete, die Flucht ergreifen müssen; die Athener setzten aber einen Preis auf seinen Kopf und liessen ihm eine Schandsäule errichten. Protagoras von Abdera wurde aus Athen verbannt, weil er in einem Buche ausgesprochen hatte, er wisse nicht, ob es Götter gebe; die Athener liessen seine Schriften öffentlich verbrennen und untersagten bei Strafe den Verkauf und Besitz derselben. Das erste, in der Geschichte vorkommende Beispiel der Verbrennung und des Verbotes von Büchern! Prodikos von Ceos endlich hatte unter Anderm gesagt, der Glaube an die Götter habe keinen andern Grund, als dass die Menschen Erscheinungen in der Natur, welche ihnen vorzugsweise nützlich waren, vergöttert hätten. Er wurde deshalb als Atheist verurtheilt und hingerichtet. Dem gleichen Schicksal entging Anaxagoras nur durch freiwillige Verbannung. Nun trieb es Sokrates auf ähnliche Weise. Er beobachtete zwar

alle äusseren Gebräuche des Gottesdienstes; er opferte an den Festen mit allen Athenern den Göttern; aber in jeder Stoa, auf jedem Spaziergang zupfte er die athenischen Jünglinge am Mantel und fragte so lange, bis sie mit dem beschämenden Gefühl des Nichtswissens, aber auch mit Zweifel an dem, was sie bisher für göttlich gehalten, ihn verliessen oder sich gänzlich in seine Lehre begaben.

Man denke sich das doch nicht so gering, etwa in dem Verhältniss, als wenn wir heute die Ansicht eines Theologen mit der eines andern vertauschen, erst blosse Christen sind, wie die Menge der Christenwelt, dann „gerettet" und Rationalisten werden, dann wieder „gerettet" und Pietisten. Dem Athener, dem Griechen war die ganze Natur von Gottheiten erfüllt. Dieser Altar am rauschenden Bach war den Musen heilig, den wirklich anwesenden; jene Quelle hatte nicht blos den Namen der Kallirrhoë, die Quelle selbst war die Erscheinung der göttlichen Quellnymphe, wie die Welt die Erscheinung Gottes. Dort oben auf dem Hymettos stand der Altar des regenbringenden Zeus; wie sollte er nicht dort oben gegenwärtig sein! Es regnete ja, wenn Zeus um den Gipfel des Hymettos Wolken sammelte. Verwandelte nicht dem Eingeweihten noch immer Athene die Aglauros in Stein, und erstand sie nicht von den Todten, wenn sich Ares um sie bewarb? War nicht jeder Athener, wie der Urahn des Volks, Erechtheus, ein Sohn der Erde und des Feuergottes, aber in geistiger Kindschaft ein Sohn der hehren jungfräulichen Athene, der stadt- und landschirmenden Göttin, die, männlich im Kampfe, weise im Rathe, schön in Jeglichem, alle Mysterien menschlicher Gegensätze, die Einheit aller Kraft, Wahrheit und Herrlichkeit, in sich fasste? An diese Götter glaubten die Athener. Und der Glaube macht selig!

Wir wollen Niemandem zumuthen, der es nicht von selbst

vermag, sich diesen Glauben, diese Hebung der Einbildungskraft in die unmittelbare Götternähe im Geiste zu vergegenwärtigen. Wir wollen sogar, wenn man es so haben will, zugeben, Alles, was die Griechen begeisterte, sei Irrthum und heidnische Thorheit gewesen. Aber wer möchte ihnen daraus einen Vorwurf machen? Es ist freilich leicht, von dem Standpunkt unserer Religion aus zu erkennen, dass Sokrates der Wahrheit näher stand, als das athenische Volk. Allein die ihn anklagten und verurtheilten, standen ja nicht auf diesem Standpunkt und konnten noch nicht darauf stehen. Sie hielten den Glauben ihrer Väter für den wahren, und wir müssen es ihnen schon verzeihen, dass sie daran festhielten und die Götter ihres Vaterlandes, die schon so oft so Grosses in ihnen gewirkt hatten, nicht mit dem Dämonion des Sokrates vertauschen wollten.

Und wess Geistes war dieses Dämonion? Sokrates sagt es selbst in der Versammlung seiner Richter: „Sein Dämonion habe ihn immer abgehalten, an den Staatsangelegenheiten Theil zu nehmen“. Das also war das neue göttliche Wesen, gegen welches die Athener ihre alten, noch immer mächtigen Götter vertauschen sollten? Gegen einen verneinenden Geist, der die Theilnahme am Staate, diese erste und heiligste Pflicht jedes demokratisch-republikanischen Bürgers, verbot, sollten sie jene erhabene Göttin tauschen, welche zu Erfüllung dieser Pflicht nicht bloss mahnte, sondern begeisterte? Der Tausch mochte den Athenern wohl noch schlechter erscheinen, als der Waffentausch des Glaukos mit dem Diomedes in der Iliade. Die Athener, von Rechtswegen Demokraten, mussten entweder den Glauben an die Athene und somit an alle Götter, „welche der Staat glaubte“, aufgeben, oder die neue Lehre des Sokrates verdammen, und Sokrates seinerseits musste bekennen, dass mit seinem Glauben der Glaube an die athenische Staatsreligion unvereinbar sei.

Betrachten wir jetzt den zweiten Anklagepunkt: Sokrates begeht ein Staatsverbrechen, indem er die Jugend verdirbt. Der Sinn dieser Anklage erhellt zum Theil schon aus dem Vorhergegangenen. Die Verführung der Jugend liegt nämlich darin, dass Sokrates ihr schwankend machte, was unmittelbar galt. Dies ist aber nicht bloss religiös, sondern auch politisch gemeint, und darum ist es hier am Platze, von der politischen Gesinnung des Sokrates zu reden. Dies ist nach meiner Ansicht die Schattenseite des Mannes, welcher der Lichtseiten so viele hat. Sokrates war kein Demokrat. Nicht als ob er die Gesetze des demokratischen Staates, in dem er lebte, irgendwie verletzt hätte! Im Gegentheil, strenge Gesetzlichkeit zeichnete alle seine Handlungen aus. Aber seine Neigung gehörte der Demokratie nicht, und er pflanzte auch keine Neigung zu ihr in die Herzen seiner Schüler. Nun, und was war er denn, wenn er kein Demokrat war? Ein Aristokrat? Ja und Nein. Der Aristokratie, die auf Abkunft und Tradition ihre Ansprüche begründete, redete er freilich das Wort nicht; er war ein Aristokrat der Intelligenz, der Typus einer ganzen zahlreichen Partei.

Die Intelligenz hatte die Demokratie unterstützt, so lange noch gegen die Oligarchie der Geschlechter und des Vermögens gekämpft wurde. Als aber die Demokratie ihr Ziel erreicht hatte, musste die Intelligenz nothwendig selbst oligarchisch werden. Es bildete sich gegen die Demokratie der Menge eine Aristokratie der Kundigen oder Einsichtigen, die mit den Doctrinärs in Frankreich und mit den sogenannten Gothanern in Deutschland viel Aehnlichkeit hatte. Diese Kundigen waren die Schüler der Sophisten und Philosophen, und weil sich die Philosophie jetzt gerade auf die Ethik richtete, so war nichts natürlicher, als dass bei einer Lehre, welche die Tugend in die Einsicht setzte, die Einsichtigen sich zugleich

für die Besseren hielten und sich selbst vorzugsweise Kalokagathoi, d. h. „Schöngute“ oder „Gute und Treffliche“ nannten, gerade wie die gothaische Partei in Deutschland sich den Namen der „besten Männer“ beilegte. Eine solche Aristokratie der Intelligenz nun nimmt sich in der Theorie ganz prächtig aus; aber in der Praxis taugt sie so wenig, als jede andere Aristokratie. Denn wo diese Partei jemals zur Herrschaft gelangte, wie es denn unter den 30 Tyrannen wirklich geschah, da hat sie all' die schönen Dinge, auf die sie sich vorher so viel zu Gute gethan, die Weisheit, Gerechtigkeit, Mässigung u. s. w., verleugnet und ist mit einer Leidenschaftlichkeit und Gewaltthätigkeit aufgetreten, wie man sie kaum je vorher so schlimm gesehen. Auch aus der neuern Zeit könnte man Belege für diesen Satz anführen, wenn es deren bedürfte. Haben nicht die sogenannten „honnetten Leute“ in Frankreich, wie die Kalokagathoi dort hiessen, 1848 erst Bürgerblut wie Wasser vergossen und dann durch ihre Schwäche und Verrätherei die Republik, die zu hüten sie beauftragt waren, dem Moloch des Despotismus in die Arme geliefert? Haben nicht dieselben „honnetten Leute“ und „besten Männer“ in Deutschland das kostbare Pfand der Volksfreiheit, dessen Bewahrung ihren Händen anvertraut war, liederlich preisgegeben? Haben sie nicht in ihrer Klugthuerei und Ueberweisheit, die sich jeder einfachen Lehre unzugänglich zeigte, die Blüthen eines Völkerfrühlings verdorren lassen, wie er seit den Zeiten der Reformation nie so schön und herrlich erschienen war? Genug davon.

In Athen waren alle Verschwörungen jener Zeit nur oligarchische Verschwörungen der „Schönguten“, und als geistiges Haupt derselben kann gewissermassen Sokrates betrachtet werden. Er nahm zwar an keiner Verschwörung Theil, dazu war er zu klug und gesetzlich. Aber er benutzte jede Gelegenheit,

die Schattenseiten der Republik hervorzuheben, und mit Vorliebe führte er solche Stellen aus Dichtern an, welche gegen die Volksherrschaft gerichtet waren und den Zweck befördern konnten, die unphilosophische Menge unter die Herrschaft der „Schönguten" zu bringen. Unter diesen müssen wir namentlich einer Stelle aus Homers „Iliade" gedenken, weil sie in der Anklage eine Rolle spielte. Sie steht im 2. Gesang und beginnt mit Vers 188. Die Situation ist folgende:

Agamemnon ist insgeheim entschlossen, eine Schlacht zu liefern. Um aber den Geist seiner Völker, deren Treue er misstraut, zu prüfen, thut er, als wolle er die Belagerung von Troja aufheben und nach Hause zurückkehren. Die Krieger nehmen das gern für Ernst, fangen an, die Schiffe in's Meer zu ziehen, und es entsteht ein grässlicher Wirrwarr. Da befürchtet die Göttin Athene, dass das ganze Unternehmen scheitern möchte, und um dies zu verhindern, bedient sie sich ihres Lieblings Odysseus. Von ihr beseelt, wirft sich der redekundige Held von Ithaka mitten in das Getümmel und mahnt die Fürsten mit milden, die Menge mit harten und scharfen Worten zur Ruhe und zum Abwarten. Wir lassen nun die Stelle selbst folgen:

Welchen der Könige nun und edleren Männer er antraf,
Freundlich hemmte er diesen, mit schmeichelnden Worten ihm nahend:
„Seltsamer, nicht dir ziemt's, wie ein feiger Mann zu verzagen.
„Sitz' in Ruhe du selbst und heiss auch ruhen die Andern!
„Denn noch weisst du ja nicht, wie Agamemnon gesinnt ist.
„Jetzo vielleicht versucht er und züchtiget bald die Achäer;
„Denn nicht all' im Rathe vernahmen wir, was er geredet.
„Dass nur nicht er im Zorn misshandle das Heer der Achäer!
„Furchtbar ist ja der Eifer des gottbeseligten Königs;
„Sein ist Ehre von Zeus und ihn schirmt Zeus' waltende Vorsicht."

Welchen Mann des Volkes er sah und schreiend wo antraf,
Diesen schlug sein Scepter und laut bedrohte das Wort ihn:
„Seltsamer, rege dich nicht und hör' auf Anderer Rede,
„Die mehr gelten, denn du! Unkriegerisch bist du und kraftlos,
„Nie auch weder im Kampf ein Gerechneter, noch in dem Rathe.

„Nicht wir Alle zugleich sind Könige hier, wir Achäer!
„Nimmer Gedeihn bringt Vielherrschaft; nur Einer sei Herrscher,
„Einer nur Fürst, dem der Sohn des verborgenen Kronos das Scepter
„Und die Gesetze verlieh, dass ihm die Obergewalt sei!“

In dieser homerischen Stelle haben wir die ganze Quintessenz der oligarchischen Anschauung vor uns, nach dem Sinne nämlich, den Sokrates in dieselbe hineinlegte. Gleichwie Odysseus die Versammlung der Krieger vor Troja, so wollte Sokrates den attischen und jeden Staat eingerichtet wissen: an der Spitze ein philosophischer Agamemnon, unter ihm die Fürsten und Anführer, die „Schönguten“, die „Kalokagathoi“, und zuletzt die Menge, deren Einzelner an sich nichts werth war, der weder im Kampfe zählte, noch im Rathe, der stille sitzen und die Andern hören, aber nicht mitsprechen sollte, denn, sagte er, nicht alle Achäer sind wir hier Könige. Odysseus hatte Recht vor Troja; aber Sokrates hatte Unrecht in Athen. Hier war gerade das Gegentheil; hier war ein „Volk von Königen“; hier durfte Keiner dem Andern sagen: sitze ruhig und schweig; hier durfte Niemand den Andern mit dem Stab zurechtweisen und Keiner durfte drohen: Agamemnon wird die Athener niederdrücken, hütet euch vor seinem Zorn, dass er euch nicht mit Bösem treffe; Keiner durfte vollends sagen:

Nimmer Gedeihn bringt Vielherrschaft, nur Einer sei Herrscher!

Ein weiterer Vorwurf, der dem Sokrates von seinen Anklägern gemacht wurde, bestand darin, dass er sich über den athenischen Gebrauch, Archonten (so hiessen die obersten Beamten) durch's Loos zu wählen, lustig gemacht habe. Dieser Gebrauch existirte seit den Zeiten des Aristides und Themistokles oder war doch bald nachher entstanden. Früher hatte man durch Stimmen gewählt. Die Ernennung durch's Loos beruhte auf der Voraussetzung, dass die athenischen Bürger nicht bloss vor dem Gesetz, sondern in ihrer ganzen Beziehung zum Staate einander gleich wären, dass jeder Bürger

nicht nur die nöthige Theilnahme für das Wohl des Vaterlandes hege, sondern auch die Kenntnisse für die erloosbaren Aemter besitze, welche der Staat fordere. Dass diese Voraussetzung nicht ungegründet gewesen, beweist die Geschichte der höchsten Blüthe Athens von den Perserkriegen bis zur Schlacht bei Chäronea. Die erloosbaren Aemter waren übrigens nur solche, zu deren Verwaltung es eines gesunden Verstandes und der Kenntniss der attischen Verfassung bedurfte. Dahin gehörten die verschiedenen Commissionen, die Hafencommission, Wegcommission, Steuercommission etc., so wie die Archonten und Richter. Die Gerichtshöfe bestanden aber nicht, wie bei uns, aus Wenigen, sondern aus Vielen, meist aus einer Anzahl von 500 Personen; sie waren Volksversammlungen im Kleinen, Geschwornengerichte im Grossen. Alle diese Aemter waren, wie gesagt, erloosbar. Aemter dagegen, welche besondere Kenntnisse und Fähigkeiten erforderten, sowohl untergeordnete, wie die der Steuermänner, der Musiker etc., als auch höhere, wie die der Feldherren, der Gesandten, der Verwalter des Staatsvermögens, blieben stets der Wahl unterworfen, und die Siege der Athener, ihre Staatshaushaltung und ihre Verhandlungen mit auswärtigen Mächten in dieser Zeit geben wohl der Besonnenheit dieses verschrieenen Volks das beste Zeugniss. Nur dem Sokrates erschien die Sache nicht so. Er nannte den Gebrauch, Archonten durch's Loos zu wählen, verrückt und meinte, kein vernünftiger Mensch werde auf diese Weise einen Zimmermann oder sonstigen Arbeiter wählen, obgleich der Schade, der hier aus Untauglichkeit entstehe, weit geringer sei, als in dem Falle mit den Archonten. Bei jedem andern Volke hätte er Recht gehabt, bei einem so gebildeten, wie die Athener, vielleicht nicht. Wie dem aber auch sein mag, seine Ankläger nahmen daraus Anlass, zu behaupten, er untergrabe die Achtung vor Gesetz und Verfassung, lehre die jungen Leute die bestehenden poli-

tischen Einrichtungen verachten und mache sie dadurch gewaltthätig und zügellos. Als Beispiele, wie sein Unterricht gewirkt habe, führten sie seine beiden Zöglinge Alcibiades und Kritias an. Und in der That haben ihm diese Beiden viel geschadet.

Alcibiades war wegen zweierlei in üblem Andenken; einmal wegen seines Uebertritts zu den Spartanern, und dann, weil er kurz vor der Unternehmung gegen Sicilien, das Heiligste, was das griechische Alterthum kannte, verspottend, die Eleusinischen Mysterien in dem Hause des Polytion nachgeahmt hatte. Denn wie grosses Dunkel auch über der Sache schwebt, Alcibiades ist nur zu kenntlich unter den Frevlern, welche in jener verhängnissvollen Nacht die Götterbilder in den Strassen verstümmelten. Das hatte er freilich nicht von Sokrates gelernt; aber verargen kann man es den Athenern nicht, wenn sie, zum Theil wenigstens, den Lehrer für die üble Aufführung des Schülers verantwortlich machten. Der gleiche Fall war es mit Kritias. Auch er galt als Gottesleugner, und seine Feindschaft gegen die Demokratie hatte er durch die Rolle, die er als Haupt der dreissig Tyrannen gespielt, sattsam genug bewiesen. Nun wissen wir zwar, dass, als Kritias zur Gewalt kam, seine Verbindung mit Sokrates längst abgebrochen war, dass der Letztere seinen ungerechten Befehlen Widerstand leistete und dafür von ihm verfolgt ward. Aber dennoch zog der Abscheu, der an Kritias' Namen haftete, den Sokrates mit in's Verderben. Denn noch in einer spätern Zeit sagt der Redner Aeschines ausdrücklich: „Ihr Athener habt den Sokrates mit dem Tode bestraft, weil er den Kritias erzogen hatte, einen der Dreissig, welche die Demokratie auflösten." Dies, dünkt mich, ist ein klares Zeugniss dafür, dass die Athener die Schuld des Sokrates hauptsächlich in seiner antidemokratischen Lehre fanden.

Werfen wir bei dieser Gelegenheit auch einen Blick auf die übrigen Schüler des Sokrates. Wir finden darunter, mit Ausnahme eines gewissen Chärephon, der das Exil Thrasybul's theilte, keinen einzigen Demokraten. Theramenes sass unter den dreissig Tyrannen, und obwohl er keiner der schlimmsten war und sogar mit einem gewissen Glanz vom Schauplatz trat, indem er als Opfer des Kritias fiel, so steht er doch vor der unparteiischen Geschichte als politischer Zweiächsler da, dem der Beiname „Kothurn“, d. i. ein Schuh, der an beide Füsse passt, mit vollem Rechte gegeben wurde. Aristippos trug seine Philosophie an Fürstenhöfen vor. Plato war ein Neffe des Kritias, und wenn auch zu edel, um an dessen Gewaltthätigkeiten Theil zu nehmen, blieb er doch während der Herrschaft der Dreissig mit seinem Meister Sokrates in Athen und hatte keinerlei Gemeinschaft mit den Demokraten, den Vertheidigern der gesetzlichen Verfassung. Später schrieb er ein berühmtes Buch über den „Staat“, worin er ein von Demokratie und Oligarchie gleich sehr abweichendes Staatsideal aufstellte. Und durch wen suchte er dieses Ideal zu verwirklichen? Etwa durch ein freies, gebildetes Volk? Nein, durch die beiden Tyrannen von Syrakus, Dionysios I. und Dionysios II.; eine Täuschung, von der er freilich bald zurückkam. Weder dem älteren, noch dem jüngeren Dionysios konnte es natürlich im Ernste einfallen, die humanen Ideen des Philosophen in's Leben einzuführen; sie hatten ihn nur an ihren Hof kommen lassen, um mit ihm zu brilliren und der öffentlichen Meinung von Griechenland Sand in die Augen zu streuen, gerade wie in einer späteren Zeit Katharina II. von Russland die engste Verbindung mit den französischen Philosophen Diderot, Voltaire und Helvetius unterhielt, um von ihnen als „Semiramis des Nordens“ gepriesen zu werden.

Am offenkundigsten tritt die antidemokratische Tendenz

bei Xenophon hervor. Auch er schrieb ein Buch, worin er ein Ideal von Staats- und Erziehungswesen aufstellte. Ich meine die „Cyropädie." Und was empfiehlt er darin den freien Griechen zur Nachahmung? Man staune: den patriarchalischen Despotismus der Perser. So blind war er gegen die Vorzüge seines heimischen Staatslebens. Ferner unternahm er es, die unvollendete Geschichte des Thucydides fortzusetzen. Aber wohl ihm, wenn er dessen hohe Unparteilichkeit geerbt hätte! Xenophon beschreibt uns die letzten sieben Jahre des peloponnesischen Krieges und die ganze folgende Periode. Hier giebt er sich gar nicht die Mühe, seine oligarchischen Sympathien zu verbergen. Seine Schilderung ist eine fortwährende Lobrede auf Sparta, und wo er nicht geradezu loben kann, da sucht er wenigstens zu bemänteln, zu vertuschen und zu beschönigen. Bei dieser Vorliebe für das aristokratische Sparta musste es ihm sehr unangenehm sein, als in den thebanischen Helden Epaminondas und Pelopidas zwei Männer erstanden, die das Uebergewicht Sparta's brachen und Griechenland die Freiheit zurückgaben. Was thut er nun, um sich an diesen grossen Männern zu rächen? Er nennt sie gar nicht, obwohl er alles das, was von ihnen ausging, schildern muss. So kleinlich und unwürdig hat sich noch selten ein Schriftsteller benommen; so hat sich noch kein Geschichtschreiber an seinem hohen Berufe versündigt. Für die wahrhafte Grösse eines Epaminondas hat Xenophon kein Verständniss; seine Bewunderung gilt einzig dem Agesilaos, dem Könige von Sparta. Nun ja, Agesilaos war das Muster eines ächten Spartaners, aber ein ächter Spartaner war noch lange nicht das Vorbild der Menschheit. Gern erkenne ich Xenophon's Privattugenden, seine Verdienste als Stylist und seine militärische Tüchtigkeit an; aber was sein politisches Urtheil und seine Geschichtsauffassung anlangt, so erscheint er mir als einer der befangensten Köpfe des Alterthums. Man verzeihe mir diese Ketzerei!

Aber so wenig wie in der Politik, mag ich den Zopf in der Geschichte und Philologie.

Wie sich nun Xenophon in seinen Schriften nicht als Athener, sondern als Spartaner fühlte, so handelte er auch in seinem Leben. Er hatte gründliche Kenntnisse und schöne Fähigkeiten; aber nicht dem Vaterlande stellte er sie zur Verfügung, sondern er ging als Reisläufer nach Persien, um einen rebellischen Prinzen gegen seinen rechtmässigen Herrn zu unterstützen. Es war dies ein Jahr nach der Wiederherstellung der Verfassung in Athen. Der Triumph der Demokratie konnte Xenophon nicht zusagen. Das Vaterland verlangte Hingebung und Aufopferung von seinen Söhnen, Xenophon aber verlangte erst Nutzen von seinem Vaterlande. Er sagt dies selbst. Damals traf der Statthalter von Kleinasien, der jüngere Cyrus, ein langjähriger Feind Athens, umfassende Vorbereitungen, um seinen Bruder, den rechtmässigen König Persiens, Artaxerxes II., der den Athenern befreundet war, vom Throne zu stossen. Er warb zu diesem Zweck eine Fremdenlegion, die auf die Höhe von 13,000 Mann gebracht wurde und den Kern seines Heeres bildete. Sie bestand ganz aus Griechen, damals den ersten Soldaten der Welt, und war in Sparta und den von Sparta abhängigen Staaten zusammengebracht. Unter den Generalen dieser Miethstruppen befand sich auch der Böotier Proxenos, der gemeinschaftliche Freund des Cyrus und des Xenophon. Dieser schrieb jetzt dem Xenophon: „er möge nach Sardes kommen; er (Proxenos) wolle ihn zum Freunde des Cyrus machen, der werde ihm mehr nützen, als sein Vaterland.“ Das war dem Xenophon willkommene Kunde. Er theilte dem Sokrates den Brief mit zur Berathung wegen der Reise. Sokrates erkannte gleich, welchem Vorwurf und welcher Gefahr daheim sich Xenophon aussetze, wenn er sich dem Cyrus befreunde, „der eifrigst mit den Spartanern gegen Athen Krieg geführt

hatte.“ Warum widerrieth er dem Xenophon nicht das unpatriotische Unternehmen? Leider sah er nur die Gefahr, nicht das Unrecht. Als er nun im Kampfe zwischen Gewissen und oligarchischen Wünschen sich hinter den Dreifuss des delphischen Apollo versteckte und dem Xenophon rieth, er solle den Gott um Rath fragen, warum begegnete ihm da nicht sein Dämonion und mahnte ihn ab? War ihm jetzt, da er einen anti-demokratischen Rath geben sollte, der delphische Gott, an den er nicht glaubte, gut genug, um seine Sünde auf sich zu nehmen?

Xenophon ging nach Delphi. Wie, wenn nun der Gott ihm verböte, zum Cyrus zu gehen? Dahin wäre aller Nutzen gewesen, den er mehr von Cyrus als von seinem Vaterlande hoffte. Xenophon war pfiffig; er wusste sich zu helfen; er fragte nicht, ob er gehen sollte, sondern wie er gehen, welchen Göttern er vor der Reise opfern sollte. Deshalb machte ihm zwar Sokrates nachher Vorwürfe, dass er selbst über das Ob entschieden habe; jetzt aber sei nichts zu thun, als dem Gotte zu gehorchen. So that denn Xenophon und ging nach Sardes. Hier wurde er durch Proxenos dem Cyrus vorgestellt und beredet, den Zug mitzumachen. Die Schicksale dieses Zugs hat er selbst in der „Anabasis“, seinem besten Buche, vortrefflich beschrieben. Bei Kunaxa in der Nähe von Babylon ward eine Schlacht geschlagen, welche Cyrus vermittelst der Griechen gewann. Aber er selbst fiel im Kampfe. Dadurch gingen die Früchte des Siegs verloren. Die eingebornen Truppen unterwarfen sich ihrem rechtmässigen Herrn, und auch die Griechen wurden aufgefordert, sich zu ergeben. Dies thaten sie jedoch nicht, sondern beschlossen auf Xenophons Rath, sich mit dem Schwert in der Faust einen Rückweg zu bahnen. Xenophon selbst übernahm faktisch das Commando, obwohl er nominell den Oberbefehl einem Spartaner, dem Cheirisophos, liess. Durch diesen Rückzug hat er sich für immer einen Platz in der Kriegs-

geschichte gesichert. Denn es wird stets als ein Meisterstück angesehen werden müssen, mit einem Corps von nur 10,000 Mann (mehr zählte die Fremdenlegion bei Beginn des Rückzugs nicht) in einem unbekannten Lande, durch feindliche Völker hindurch, verfolgt von einem zahlreichen Heere, einen Weg von 464 deutschen Meilen zu machen. Die kühne That gelang. Nach einem Marsch von 8 Monaten langte Xenophon mit noch 6000 Mann an der Südküste des schwarzen Meeres an, wo wieder griechische Luft wehte, und die Tapfern waren gerettet. Für Xenophon selbst aber trat das ein, was Sokrates vorher gesehen hatte. Er wurde von den Athenern mit der Verbannung bestraft, weil er gegen den König der Perser, der ihnen befreundet war, an dem Feldzuge des Cyrus, welcher der Demokratie der ärgste Feind war, Theil genommen. Dies geschah ein Jahr vor der Verurtheilung des Sokrates. Xenophon ging mit den aus Asien mitgebrachten Schätzen nach dem Peloponnes, machte die Kriegszüge des Agesilaos in Asien und Europa mit und lebte zuletzt theils in Korinth, theils auf dem reizenden Landgut Skillonte bei Olympia, wo er den grössten Theil seiner Schriften schrieb.

Ich habe mich mit Absicht ausführlicher über Xenophon verbreitet, weil in diesem Lieblingsschüler des Sokrates nicht nur die anti-demokratische Tendenz des Letzteren vorzugsweise verkörpert, sondern auch sein Nützlichkeitsprinzip vorzugsweise ausgeprägt erscheint. Wenn nicht von den schlechten, so darf doch von den besten Schülern ein Schluss auf den Lehrer gemacht werden. Ja, die Berechnung des Nützlichen statt der unmittelbaren Wahl, die wir Liebe nennen, war bei Sokrates alleiniges Prinzip der Ethik. Nach Sokrates' Lehre sollte der Mensch das Gute thun, nicht weil er wollte, mit Freiheit, sondern weil er musste, nach logischen Gesetzen, und umgekehrt, nicht weil er musste, nach der Gewalt, die

das Gute über ihn ausübte, sondern weil er wollte, nach der Berechnung des Nützlichen Sokrates kannte keine Liebe, als die, welche den Umweg durch den Verstand genommen und den Nutzen erwogen hatte. So lehrte er z. B.: die Freundschaft müsse werkthätig sein, das blosse Wohlwollen nütze nichts; an das Bett eines Kranken gehöre der Arzt, nicht jammernde Verwandte; wer einen Prozess führe, bedürfe des Rechtsbeistandes, nicht unnützer Theilnahmsbezeigung; wer unverständige Eltern habe, solle nicht diesen aus blosser Liebe folgen, sondern Denen, welche die Kenntniss hätten von dem, was noth thue, und die Fähigkeit, den Weg dahin zu zeigen.

Diese Lehren und Beispiele waren nicht auf den Boden gefallen, sondern wurden von den Anklägern zu einer letzten Beschuldigung benutzt, nämlich zu der: dass Sokrates die Liebe in den Gemüthern der Jugend ersticke. Und in der That, so wenig wir von den angeführten Behauptungen des Philosophen ein Titelchen abstreiten können, so müssen wir doch andererseits einräumen, dass kein Weib vom Manne, kein Vater vom Sohne, kein Freund vom Freunde, kein Vaterland von seinen Kindern um des Nutzens willen geliebt werden will. Am wenigsten konnte eine solche Lehre den Athenern zusagen, die ihre Götter, ihr Vaterland, ihre Verfassung liebten, nicht um des Nutzens willen, die vielmehr so eben noch ihr Leben dafür in die Schanze geschlagen hatten. Ihnen musste der Weise um so gefährlicher erscheinen, je grösser der Ruf war, den er genoss.

Man wird nun auch den Unterschied einsehen, der zwischen der sokratischen Moral und der christlichen Moral, die scheinbar so viel Aehnlichkeit haben, im Grunde besteht. Jene ist eine Verstandesmoral, diese eine Herzensmoral. Das ist es, was das Evangelium mit dem herrlichen Spruche bezeichnen will: „Und wenn ihr nicht mit Menschen-, sondern

mit Engelzungen redetet, und ihr hättet der Liebe nicht, so wäret ihr ein tönendes Erz und eine klingende Schelle."

Der dänische Dichter Oehlenschläger, der auch in der deutschen Literatur einen ehrenvollen Platz hat, hat den Sokrates dramatisch behandelt. Die betreffende Tragödie heisst „Sokrates." Ohne Zweifel getrieben durch die Wahrnehmung, dass der Gegenstand seines Dramas so ganz entblösst von Liebe ist, leiht der Dichter dem Sokrates eine Tochter, ein Wesen ganz voll Musik und Anmuth. Sie ist das Gefühl zu diesem moralisch guten, aber liebelosen Verstande, nicht Gefühl allein, sondern das Gefühl eines Weisen, kurz, die Tochter des Sokrates. Während die Tochter an der menschlichen Weisheit des Vaters Theil hat, erscheint nun auch der Vater in Beziehung auf die Tochter liebend. Wenn er die Tochter fragte: „Liebst du mich, Daphne?" und sie spräche: „Ja, Vater, weil du mir nützlich bist!" wie tief würde das ihn kränken! Aber sie liebt ihn nicht um ein weil, nicht aus Gründen, sie liebt ihn nur, ohne sich für dieses Gefühl Rechenschaft zu geben. Und die Liebe des Vaters geht nun auch auf den Geliebten der Tochter über. Und wer ist dies? Niemand anders, als Aristophanes, der Dichter der „Wolken", die ich in der vorigen Vorlesung analysirt habe. Das ist alles nicht wahr, weil es niemals wirklich gewesen; aber es ist wahr, weil es schön ist. Und so entblösst von Liebe wäre wohl kein Mensch, dass er eine solche Tochter nicht um ihrer selbst willen liebte. Auch Sokrates wäre es nicht gewesen; er hätte sie geliebt, nicht um des Nutzens willen. Leider hatte er diese Tochter nicht, und so gelang es ihm, vor den Augen der Welt alle Liebe zu verleugnen und als ein Muster strenger Tugend dazustehen. Nichtsdestoweniger hat der Dichter durch diese Tochter das kalte Nützlichkeitsprinzip des Philosophen widerlegt.

Ich nähere mich nun dem Ende. Sie haben durch die

vorhergehende Darstellung die Anklage in allen ihren Theilen kennen lernen und können nun selbst ermessen, welchen Eindruck sie auf die Richter machen musste. Dazu kam die ausserordentliche Lage, in welcher sich der Staat befand. Musste es die Athener nicht ärgern, dass jetzt, nach wiedererlangter Freiheit, wo Alles sich anstrengte, das Vaterland auf die alte Stufe der Macht und des Glanzes emporzuheben, ein Mann von solchem Gewicht, von solchem Weltruf, wie Sokrates, unthätig und kritisirend auf der Seite stand, ironisch lächelnd und achselzuckend auf das Treiben der Uebrigen herabsah und durch seine Nichttheilnahme eine fortwährende Missbilligung ausdrückte, ja durch sein Beispiel und Ansehen auch die besten Köpfe unter den jungen Leuten zu gleicher Passivität veranlasste? Musste es nicht selbst den Unkundigsten auffällig sein, dass Alcibiades, Kritias, Theramenes, Xenophon, lauter so bedeutende Männer und alle der Demokratie feindselig, sämmtlich Schüler dieses Mannes gewesen waren? War es daher zu verwundern, wenn sich ihnen der Gedanke aufdrängte, man müsse das Uebel bei der Wurzel anfassen und den Sokrates selbst zur Verantwortung ziehen? War es zu verwundern, wenn ihnen das Leben und die Wirksamkeit dieses Mannes als eine fortwährende Gefahr für die Demokratie erschien? Damit soll die Verurtheilung des Sokrates keineswegs entschuldigt werden. Der Richter soll a
u
die Thaten, nicht auf die Gesinnungen sehen, und
ürde
setzliche Handlungen konnten dem Sokrates nicht vor
ch dem
werden. Aber begreiflich wird man es finden Sterbetage
Sache so kam. Unmittelbar nach revolutionären S gel an Weis-
die Wellen der öffentlichen Meinung noch hoch. so lange vorzu-
da oft Dinge, die in ruhigen Zeiten nicht Meine Sendung als

Der Prozess des Sokrates war r Gunst der Gottheit
und wurde vor dem Gerichtshof de nt, so werdet ihr den
der gewöhnlich über Hochverrath keinen andern Solchen finden.

sachen zu entscheiden hatte. Er war sehr zahlreich und bestand nach Forchhammer aus 501, nach Grote aus 557 Personen. Die Ankläger hatten die Rollen unter sich vertheilt. Melitos behandelte mehr den religiösen, Anytos und Lykon mehr den politischen Theil der Anklage. Als nun das Volksgericht die Anklage gehört hatte, wie vertheidigte sich Sokrates? Lysias hatte eine Rede für ihn ausgearbeitet, die, wie es sich von diesem Redner erwarten lässt, auf die einzelnen Klagepunkte eingegangen war. Allein Sokrates lehnte sie ab und vertheidigte sich selbst. Er verfuhr dabei, wie Plato und Xenophon in ihren „Apologien“ und wie nach ihnen alle Welt gethan: er zog die Frage von dem Gebiet der Politik und des bestehenden Rechts auf das Gebiet der Menschheit hinüber; von den Klagepunkten aber, wie die Kläger sie begründet hatten, beantwortete er keinen einzigen, so dass die Richter, mögen sie nun seine Rede für Ernst oder für Spott und Ironie genommen haben, in seiner Vertheidigung nur eine Bestätigung der Anklage finden konnten.

Aus dieser Art der Vertheidigung müssen wir schliessen, dass Sokrates sterben wollte. Er fürchtete nicht den Tod, wohl aber die Gebrechlichkeit des Alters. Er hatte 70 Jahre gelebt und in den letzten dreissig durch seine Unterhaltungen, durch sein philosophisches Umgangsleben mit Jedermann einen grossen Einfluss geübt. Sollte er nun durch die Schwäche des höhern Alters verhindert werden, diese Unterhaltungen fortzuführen? Dann hatte das Leben keinen Reiz mehr für ihn. Nein, besser schien es ihm, in ungeschwächter Kraft von hinnen zu gehen und zugleich der Welt auf eindrucksvolle Weise zu zeigen, wie hoch der wahre Weise über gewöhnliche menschliche Furcht und Schwachheit erhaben sei. Sokrates hatte ein lebendiges Bewusstsein seiner Würde, und er fühlte, dass ein solches Leben, wie er es geführt, auch würdig enden müsse. Welcher

Tod könnte aber schöner und erhabener sein, als im Dienste seiner Ideen zu sterben? Ein solcher Tod verklärt das ganze Leben und giebt dem Namen, den sich Einer bei seinen Lebzeiten erworben, erst die wahre Weihe. Die Gelegenheit, das Leben auf diese Weise abzuschliesen, lässt sich freilich nicht machen; aber jetzt bot sie sich von selbst, und Sokrates wollte sie nicht unbenutzt lassen.

In solcher Geistesstimmung trat Sokrates vor seine Richter. Er entschuldigte sich nicht, er vertheidigte sich nicht, sondern er wies auf sein tadelloses Leben hin und entwickelte seine Grundsätze. Wohl mochte er bedenken, dass dies die wirksamste Vorlesung sein würde, die er der Jugend Athens halten könnte. Aus seiner Rede sprach Selbstgefühl und die Ueberzeugung von seiner höhern Sendung. Um dies zu zeigen, lasse ich einige Stellen daraus folgen:

„Wie gross auch," sagte er, „die Gefahr und Verleumdung sein mag, die ich mir zuziehe, so würde es doch unverantwortlich sein, wenn ich, nachdem ich als Hoplite unter euern Feldherren bei Delion und Potidäa gefochten, jetzt aus Furcht vor dem Tode oder irgend etwas Anderem den Posten verlassen wollte, den die Gottheit mir angewiesen hat: das Amt, für Philosophie und Prüfung meiner selbst und Anderer zu leben. Und solltet ihr mir, unter der Bedingung, diesem Amte zu entsagen, das Anerbieten machen, mich loszusprechen, so würde ich euch mit aller Achtung und Zuneigung sagen, dass ich dem Gotte lieber als euch gehorchen und bis zu meinem Sterbetage darin beharren werde, euch zu prüfen, euren Mangel an Weisheit und Tugend bloszustellen und ihn euch so lange vorzuwerfen, bis dem Mangel abgeholfen ist. Meine Sendung als euer Warner ist ein Zeichen besonderer Gunst der Gottheit gegen euch. Wenn ihr mich verdammt, so werdet ihr den Verlust erleiden; denn ihr werdet keinen andern Solchen finden.

Vielleicht werdet ihr mich fragen: Warum kannst du nicht gehen, Sokrates, und in Frieden und Schweigen unter uns leben? Dies ist die Frage, die für mich zu eurer Zufriedenheit zu beantworten am schwersten ist. Wenn ich euch sagte, dass Stillschweigen von meiner Seite Ungehorsam gegen den Gott sein würde, so würdet ihr denken, ich scherzte, und mir nicht glauben. Noch weniger werdet ihr mir glauben, wenn ich euch sage, dass das grösste Glück für mich darin besteht, jeden Tag Erörterungen über Tugend und ähnliche Dinge anzustellen, und dass ich ein Leben ohne solche Untersuchungen für gar kein Leben erachte. Dennoch steht die Sache so, wie unglaublich sie euch auch erscheinen mag.“

Weiter sagte er: „Vielleicht fühlt ihr euch über den entschlossenen Ton meiner Vertheidung aufgebracht. Ihr mögt erwartet haben, dass ich es machen würde, wie die meisten Andern es bei Untersuchungen thun, dass ich weinen, bitten, um mein Leben flehen und meine Kinder und Verwandten herbeibringen würde, um dasselbe zu thun. Ich habe Verwandte, wie andere Männer, und drei Kinder; aber nicht Einer soll zu einem solchen Zwecke vor euch erscheinen. Nicht aus Anmassung von meiner Seite oder aus dem Wunsche, euch verächtlich zu behandeln, sondern weil ich ein solches Verhalten als erniedrigend für den Ruf betrachte, dessen ich mich erfreue; denn ich besitze einen Ruf wegen Ueberlegenheit unter euch, verdienter oder unverdienter Massen, wie es auch sein mag. Es ist ein Schimpf für Athen, wenn seine geachteten Männer, wie sie es nur zu oft thun, durch solche gemeine und feige Bitten sich erniedrigen, und ihr, o Richter, statt dass ihr euch dadurch veranlasst finden solltet, sie zu schonen, solltet sie vielmehr wegen dieser Entehrung der Stadt um so eher verdammen. Wahrlich, ich würde mich als Schuldigen bekennen, wenn ich euch durch Bitten auf meine Seite zu ziehen suchte. Meine

Pflicht ist, euch zu belehren und zu überzeugen, wenn ich kann. Ihr habt aber geschworen, beim Urtheilen eurer Ueberzeugung nach den Gesetzen zu folgen und nicht die Gesetze eurer Parteilichkeit zu unterwerfen, und es ist eure Pflicht, dies zu thun. Fern sei es von mir, euch an Meineid zu gewöhnen; fern sei es von euch, eine solche Gewohnheit anzunehmen! Fordert deshalb kein Verfahren von mir, das entehrend in Bezug auf mich, verbrecherisch und gottlos in Bezug auf euch wäre, besonders in dem Augenblicke, wo ich selbst im Begriff stehe, eine Anklage wegen Gottlosigkeit zu widerlegen, welche Melitos gegen mich vorgebracht hat. Ich überlasse es euch und dem Gotte, zu entscheiden, was sich als das Beste für mich und für euch erweisen werde."

Niemand, der diese Vertheidigungsrede liest, wird wünschen, dass sich Sokrates auf eine andere Weise vertheidigt haben möchte. Sie ist aber die Rede eines Mannes, der absichtlich von dem unmittelbaren Zweck einer Vertheidigung, Ueberzeugung seiner Richter, absieht, eines Mannes, der für die Nachwelt spricht, ohne sein eigenes Leben zu beachten. Die auf die Heliasten hervorgebrachte Wirkung war so, wie Sokrates sie vorher geahnt hatte. Er wurde nach Forchhammer mit 281 gegen 220, nach Grote mit 281 gegen 276 Stimmen schuldig erklärt. Die letztere Angabe scheint mir vorzuziehen, da Plato ausdrücklich bemerkt, dass nur eine geringe Mehrheit von 5 bis 6 Stimmen für das Schuldig gewesen sei.

Sokrates hörte den Ausspruch ohne Erstaunen und Missmuth an. Er wunderte sich nur, dass er durch eine so ausserordentlich geringe Mehrheit erlassen worden sei. Und dies ist der wahre Gegenstand zum Erstaunen. Niemals vorher hatten die athenischen Richter eine solche Rede an sich richten hören. Während sie alle den Sokrates ohne Zweifel als einen sehr geschickten und excentrischen Mann in Bezug auf seine Zwecke

und seinen Charakter kannten, mochten sie in ihrer Meinung verschieden sein; Einige ihn mit unbedingt feindseliger Gesinnung betrachtend, einige wenige Andere mit achtungsvoller Bewunderung und eine noch grössere Zahl mit einfacher Bewunderung wegen seiner Geschicklichkeit, ohne eine entscheidende Gesinnung, sei es von Sympathie oder Antipathie. Alle diese drei Kategorien, seine Bewunderer wohl kaum ausgenommen, mochten wohl fühlen, dass die Rede einen Stachel führe, wie er niemals seinen Weg zu den zornigen Gefühlen im richterlichen Busen verfehlt, den Stachel der Beleidigung des Gerichtshofes. Die athenischen Richter waren gewöhnt, mit Achtung, bisweilen unterwürfig angeredet zu werden; jetzt hörten sie sich von einem Philosophen hofmeistern, der wie ein furchtloser und unverletzlicher Oberer vor ihnen stand, ausser ihrer Gewalt, doch ihren Richterspruch abwartend. Dass die Verdammung des Sokrates bestimmt durch den Ton und den Inhalt seiner Vertheidigung zu Stande gebracht wurde, wird von Xenophon ausdrücklich bezeugt. „Andere in Untersuchung befindliche Personen“, sagt er, „vertheidigten sich auf eine solche Weise, dass sie sich die Gunst der Richter erwarben, oder schmeichelten oder flehten sie an, den Gesetzen entgegen, und erhielten auf diese Weise Lossprechung. Sokrates aber nahm zu diesem Gebrauche seine Zuflucht nicht. Obgleich er leicht von den Richtern losgelassen worden sein würde, wenn er etwas Derartiges selbst nur mässig gethan hätte, so zog er es doch lieber vor, den Gesetzen anzuhängen und zu sterben, als sein Leben durch Verletzung derselben zu retten.“ So Xenophon. Nun würde aber ausser Sokrates wahrscheinlich Niemand die Gesetze so gedeutet haben, als ob sie den Ton der Rede erforderten, welchen er annahm; auch würde er selbst sie nicht so gedeutet haben, wenn er zwanzig Jahre jünger gewesen wäre, wenn er weniger Würde er-

langt und mehr Jahre von möglichem Nutzen vor sich gehabt hätte.

Wie also das Schuldig durch des Sokrates eigene Einwilligung und Mitwirkung über ihn gebracht worden war, so kann dieselbe Bemerkung noch weit mehr über das Todesurtheil, welches ihm folgte, gemacht werden. Beim athenischen Gerichtsverfahren wurde die aufzuerlegende Strafe durch eine besondere Abstimmung der Richter bestimmt, die nach der Schuldigerklärung abgehalten wurde. Nachdem der Ankläger die Strafe genannt hatte, die ihm angemessen schien, machte die angeklagte Partei einen Gegenvorschlag, der eine Milderung enthielt, ohne eine förmliche Appellation zu sein. Eine Einrichtung des athenischen Gerichtswesens, die von Humanität zeugt! Zwischen diesen beiden Strafvorschlägen waren die Richter zu wählen berufen; ein dritter war nicht zulässig. Die Klugheit eines Angeklagten veranlasste ihn daher, sogar gegen sich selbst ein Strafmass vorzuschlagen, dessen Annahme die Richter befriedigen werde, im Vorzug zu dem schwereren, welches sein Gegner verlangt hatte. Nun hatte Melitos in seiner Anklage gegen Sokrates die Belegung mit Todesstrafe gefordert. Jetzt war es die Sache des Sokrates, seinen Gegenvorschlag zu machen, und die sehr geringe Mehrheit, durch welche das Schuldig ausgesprochen worden war, war ein hinreichender Beweis, dass die Richter zur Bestätigung der höchsten Strafe gegen ihn keineswegs geneigt waren. Bei diesem Gegenvorschlag handelte es sich, wohlgemerkt, nicht um die Strafe im Allgemeinen, sondern nur um die Art der Strafe. Dass Sokrates eine Strafe verdient habe, hatten die Richter ihm bestimmt. Wenn man es nun aber auch dem Schuldigen überliess, sich selbst die Strafe zu bestimmen, so durfte sie doch nicht willkürlich, sondern musste dem Verbrechen angemessen sein, eine Geld- oder Leibesstrafe, wie z. B. Gefängniss, Ver-

bannung, Verlust des Bürgerrechts etc. Hätte Sokrates einen solchen Vorschlag gemacht, so kann wenig Zweifel darüber sein, dass derselbe durchgegangen wäre. Aber darin, dass der schuldig Befundene sich selbst zum Richter über sich constituirte, lag freilich, dass er sich dem Ausspruch des Gerichts unterwarf und sich für schuldig bekannte. Im Hinblick darauf weigerte sich Sokrates nun, sich eine Strafe zu bestimmen; denn mit der Formalität der Gegenschätzung hätte er eine Schuld eingestanden, und dies wollte er nicht. Man kann diese Weigerung allerdings für eine moralische Grösse halten; aber sicher hätte für ihn nichts Entehrendes darin gelegen, sich vor der Macht des Volks, der einzigen, die es in einem freien Staate giebt, zu beugen. Dies thaten in der römischen Republik die ersten Männer; dies that in Athen Perikles, indem er für Aspasia und Anaxagoras bei seinen Mitbürgern bat, und so sehen wir auch in der Dichtung des Sophokles die himmlische Antigone, die herrlichste Gestalt, die je auf Erden erschienen, mit den ergebungsvollen Worten zum Tode gehen:

> — Wenn dies den Göttern so gefällt,
> Wohl, so bekennen wir, dass, da wir leiden, wir gefehlt.

Aber der Geist des Sokrates war ein anderer. Seine Sprache nach der Schuldigerklärung hatte einen noch stolzeren Ton, als vorher. „Welchen Gegenvorschlag soll ich euch machen,“ sagte er, „anstatt der Strafe des Melitos? Soll ich euch die Behandlung nennen, die ich, wie ich glaube, aus euren Händen verdiene? In diesem Falle würde mein Vorschlag der sein, dass ich mit Unterhaltung auf Staatskosten im Prytaneion belohnt werden möge; denn das ist es, was ich als öffentlicher Wohlthäter wirklich verdiene, als ein Mann, der alle seine Gedanken an seine eignen Verhältnisse vernachlässigt hat und freiwillig arm geblieben ist, um sich euren besten Interessen zu weihen und jedem Einzelnen von euch über die

ernstliche Nothwendigkeit geistiger und sittlicher Besserung zu ermahnen. Sicher kann ich nicht zugeben, dass ich irgend etwas Uebles von euch verdient habe. Auch würde es von mir nicht vernünftig sein, Verbannung oder Gefängniss vorzuschlagen (denn dies sind ja gewisse und bedeutende Uebel) statt der Todesstrafe, die vielleicht kein Uebel, sondern etwas Gutes, sein kann. Ich könnte euch in der That eine Geldstrafe vorschlagen, denn die Bezahlung von Geld ist kein Uebel. Ich bin aber arm und habe kein Geld. Alles, was ich zusammenbringen könnte, würde sich auf eine Mine belaufen (100 Franken) und ich schlage euch daher eine Geldstrafe von einer Mine als Strafe für mich vor. Plato und meine andern Freunde hier in meiner Nähe wünschen, ich solle die Summe auf 30 Minen erhöhen (3000 Franken), und sie verpflichten sich, diese für mich zu bezahlen. Eine Geldstrafe von 30 Minen ist daher die Gegenstrafe, welche ich eurem Urtheil unterwerfe.“

Lebensunterhalt im Prytaneion auf öffentliche Kosten war eine der ehrenvollsten Auszeichnungen, welche die Bürger von Athen jemals verliehen; ein bedeutsames Zeichen öffentlicher Dankbarkeit. Dass Sokrates diese Ehre für sich verlangte, war consequent; es lag etwas Grosses in dieser Forderung. Dass er sie aber von denselben Richtern verlangte, die ihn eben für schuldig erklärt hatten, musste diesen als eine absichtliche Beleidigung erscheinen, als ein Trotzbieten gegen die richterliche Autorität, weswegen es ihre Pflicht war, einem starrköpfigen und hochmüthigen Bürger zu zeigen, dass er dies nicht ungestraft thun könne. Hätte er die Geldstrafe von 30 Minen, womit seine Rede schloss, ohne Vorrede vorgeschlagen, sie würde angenommen worden sein; nach einer solchen Einleitung musste aber selbst dies Anerbieten als Hohn erscheinen. So wurde denn der Antrag des Melitos angenommen und Sokrates zum Tode verurtheilt; mit wie viel Stimmen, wissen wir nicht. Die

Sache ist also die: Sokrates wurde erst von den Richtern schuldig befunden, in Ansehung des Inhalts der Anklage; zum Tode aber wurde er verurtheilt, weil er die Competenz und Majestät des Volks über einen Angeklagten anzuerkennen sich weigerte.

Als dem Sokrates das Urtheil verkündigt wurde, änderte er weder seinen Ton, noch that er irgend Bedauern über die Sprache kund, wodurch er die Zwecke seiner Ankläger unterstützt hatte. Im Gegentheil sagte er den Richtern in einer kurzen Anrede vor seinem Weggange in das Gefängniss, dass er mit seinem Benehmen und auch mit dem Erfolge zufrieden sei. „Sein Dämonion,“ sagt er, „welches ihn, so oft er etwas Unrechtes zu begehen im Begriff stehe, abzuhalten pflege, habe sich ihm während des ganzen Tags nicht kundgethan, weder als er hergekommen sei, noch bei irgend einem Punkt während seiner ganzen Rede. Die stillschweigende Selbstberuhigung dieses unfehlbaren Ermahners stelle ihn nicht allein darüber zufrieden, dass er recht gesprochen habe, sondern auch darüber, dass das erlassene Urtheil kein Uebel für ihn sei, dass vielmehr Sterben das Beste sei, was ihn betreffen könne. Entweder sei der Tod dasselbe wie ein gesunder, immerwährender und traumloser Schlaf (was seiner Meinung nach kein Verlust, sondern im Vergleich mit dem gegenwärtigen Leben vielmehr Gewinn sei), oder sonst, wenn die gewöhnlichen Mythen wahr seien, würde der Tod ihn in ein zweites Leben im Hades überführen, wo er alle die Helden des trojanischen Kriegs, alle edlen und grossen Männer der Vorzeit antreffen werde, so dass er mit ihnen das Geschäft gegenseitiger Prüfung und Debatte über ethischen Fortschritt und Vollkommenheit verfolgen könne.“

Die Hinrichtungen fanden bei den Athenern nicht durch Schwert oder Beil statt. Solche blutige Schlächtereien widerstrebten ihrem ästhetischen Gefühl. Das Todeswerkzeug war

der Giftbecher, angefüllt mit einem Schierlingstrank, der den Menschen ziemlich schmerzlos von der Welt nahm. Der zum Tode Verurtheilte wurde der Commission der Eilf übergeben, und so geschah es denn auch mit Sokrates. Unter gewöhnlichen Umständen würde er schon am Tage nach dem Urtheilsspruch den Tod erlitten haben. Zufällig aber war kurz vorher das geweihte Schiff auf seine jährliche ceremonielle Pilgerfahrt von Athen nach der Insel Delos zum Feste des Apollon abgegangen. Bis zur Rückkehr dieses Schiffs nach Athen hielt man es für unheilig, Jemanden auf Staatsautorität hinzurichten. Demzufolge blieb Sokrates vorläufig im Gefängniss, und — peinlich ist es für uns zu lesen — mit Ketten an den Füssen. So verfloss ein ganzer Monat. Seine Freunde hatten freien Zutritt zu ihm; sie brachten fast ihre ganze Zeit bei ihm im Gefängnisse zu. Kriton hatte sogar durch die Bestechung des Kerkermeisters seine Flucht vorbereitet. Aber Sokrates lehnte den Vorschlag ab und belehrte seine Schüler, die ihn zum Fliehen ermunterten, dass man stets den Gesetzen der Obrigkeit gehorchen müsse. „Ach!“ seufzte Apollodor, „wenn du nur nicht so unschuldig stürbest!“ „Und wolltest du lieber,“ versetzte Sokrates lächelnd, dass ich schuldig stürbe?“

Am Todestage erschien früh der Gerichtsdiener, nahm ihm seine Ketten ab und kündigte ihm an, dass er vor Sonnenuntergang sterben müsse. Auch Xanthippe erschien mit den Kindern, um von ihm Abschied zu nehmen. Sie gab sich dem ungeheucheltsten Schmerz hin. Sokrates bat den Kriton, seine Frau nach Hause zu führen, damit ihm die letzte Stunde nicht erschwert werde. Dann wendete er sich an seine übrigen Freunde Simmias, Cebes, Phädon etc. und begann mit ihnen jene berühmte Unterhaltung über die Unsterblichkeit der Seele, die uns Plato in dem Gespräch „Phädon“ überliefert hat. Das Bild, welches dieses Gespräch von der Geistesheiterkeit des

Sokrates während der letzten Stunden seines Lebens bietet, ist ein Bild von unsterblicher Schönheit und Interesse.*)

Inzwischen hatte sich die Sonne zum Untergang geneigt. Der Gerichtsdiener trat herein, den Schierlingsbecher in der Hand. „Sage mir doch, wie habe ich mich dabei zu verhalten?“ fragte Sokrates den Vollstrecker des Urtheilsspruchs. „Du musst“, erwiederte dieser, „nach dem Trinken auf- und abgehen, bis dich eine Müdigkeit überfällt; dann legst du dich nieder.“ Und mit heiterer Miene nahm Sokrates den Becher, setzte ihn an den Mund und leerte ihn auf einen Zug. Da liessen sich seine Freunde von ihrem Schmerz übermannen und weinten laut. „Still doch!“ sagte Sokrates; „darum habe ich ja diesen Morgen die Weiber fortgeschickt.“ Jetzt ging er auf und ab; dann legte er sich gelassen nieder; das Gift fing an zu wirken; seine Füsse wurden schon kalt; Leben war nicht mehr sichtbar. In trauriger Stille standen seine Schüler umher. Plötzlich schlug der Sterbende die Augen auf. „Freunde,“ sprach er mit erlöschender Stimme, „ich bin dem Aeskulap noch einen Hahn schuldig! Opfert ihn doch ja!“ Wenn nämlich der Grieche von einer Krankheit genas, so opferte er dem Aeskulap, dem Gott der Heilkunde, aus Dankbarkeit einen Hahn. Sokrates betrachtete also das Leben als eine Krankheit, von welcher er durch den Tod befreit werde. Bald darauf neigte sich einer seiner Schüler über ihn und fragte, ob er ihm sonst noch Etwas aufzutragen habe. Er antwortete nicht mehr.

So starb Sokrates, der erste ethische Philosoph, der Schöpfer einer neuen wissenschaftlichen Methode, in deren Gebrauch er

---

*) Auch den der griechischen Sprache nicht Kundigen wird Sokrates' letztes Gespräch in der deutschen Bearbeitung von Moses Mendelssohn („Phädon oder über die Unsterblichkeit der Seele“) bekannt sein. Doch muss bemerkt werden, dass dieses Schriftchen ausser den sokratischen und platonischen Ansichten auch Mendelssohn's eigene Ansichten enthält, die dem Sokrates in den Mund gelegt sind.

einzig dasteht. Obgleich Griechenland grosse Dichter, Redner, Philosophen, Geschichtschreiber u. s. w. hervorgebracht hat, so haben doch andere Länder, die den Vortheil der griechischen Literatur zum Beginne hatten, ihm es in allen diesen Zweigen gleichgethan, in einigen es übertroffen. Wo sehen wir uns aber in und ausserhalb der griechischen Welt nach einer Parallele zu Sokrates um? Der fragende und prüfende Geist, der aus ihm sprach, ist seit seinem letzten Gespräch im Gefängniss für immer stumm gewesen. Denn sogar sein grosser Nachfolger Plato hielt Vorlesungen und war Schriftsteller, kein Gespräche führender Dialektiker. Man hat niemals Jemand gefunden, der stark genug gewesen wäre, seinen Bogen zu spannen, viel weniger sicher genug, ihn so zu gebrauchen, wie er es that.

Dass übrigens die Athener bald nach dem Tode des Sokrates dessen Verurtheilung bereut hätten und sogar so weit gegangen wären, seine Ankläger ohne Untersuchung hinzurichten, halte ich für eine Fabel späterer Schriftsteller, die durch kein einziges zeitgenössisches Zeugniss bestätigt wird. Im Gegentheil, das Andenken des Sokrates scheint noch lange Zeit unpopulär gewesen zu sein. Dies können wir schon daraus schliessen, dass die meisten seiner Schüler, darunter Plato, für gut fanden, bald nach dem Tode ihres Meisters die Stadt zu verlassen und sich auf einige Zeit fern zu halten. Wie hätten auch die Athener zu dem Glauben kommen sollen, dass sie sich etwas vorzuwerfen hätten? Sokrates hatte zwar dem richterlichen Ausspruch sein Gewissen entgegengesetzt und sich vor dem Tribunal seines Gewissens freigesprochen. Aber kein Volk, am wenigsten ein freies, und von dieser Freiheit, wie das athenische, hat ein Tribunal des Gewissens anzuerkennen; es antwortet auf eine solche Berufung: „Wenn du das Bewusstsein hast, deine Pflicht erfüllt zu haben, so müssen auch wir dies Bewusstsein haben, dass du sie erfüllt hast.“ Wenn das Volk irren kann, so kann

noch viel mehr der Einzelne irren, und dass er dies könne und viel mehr, als das Volk, dessen muss er sich bewusst sein. Ueberhaupt hat das Gericht auch ein Gewissen und hat danach zu sprechen; ja, das Gericht ist das privilegirte Gewissen. Wenn nun der Widerspruch des Rechts in einem Prozesse darin besteht, dass jedes Gewissen etwas Anderes verlangt, so gilt nur das Gewissen des Gerichtshofes, als das allgemeine gesetzliche Gewissen, von welchem das besondere Gewissen des Angeschuldigten nicht anerkannt zu werden braucht. Zu leicht nur sind die Menschen davon überzeugt, ihre Pflicht erfüllt zu haben; aber der Richter untersucht, ob die Pflicht in der That erfüllt ist, wenn gleich die Menschen das Bewusstsein davon haben.

Wenn nun aber das Volk von Athen durch die Vollziehung des Todesurtheiles das Recht seiner Staatsgesetze gegen die Angriffe des Sokrates behauptet und die Verletzung seines religiösen Lebens an Sokrates bestraft hat: so ist Sokrates eben so der Heros, der das absolute Recht des seiner selbst gewissen Geistes, des in sich entscheidenden Bewusstseins, für sich hat, der also das höhere Prinzip des Geistes mit Bewusstsein ausgesprochen hat. Das ist überhaupt in der Weltgeschichte die Stellung der Heroen, durch die eine neue Welt aufgeht, deren Prinzip im Widerspruch mit dem Bisherigen steht und es auflöst: dass sie als gewaltsam die Gesetze verletzend erscheinen. Sie finden daher auch individuell ihren Untergang; aber nur das Individuum, nicht das Prinzip ist in der Strafe vernichtet; nur die unrichtige Form der Individualität wird abgestreift, und zwar auf gewaltsame Weise, als Strafe; das Prinzip selbst aber wird später, wenn gleich in anderer Form, durchdringen und sich zu einer Gestalt des Weltgeistes erheben. Diese allgemeine Weise, in der das Prinzip auftritt und das Vorhandene untergräbt, ist die wahrhafte.

Nicht seine Welt konnte den Sokrates so fassen, sondern die Nachwelt, insofern sie über Beiden steht.




Gs 26.174
Athen und Sokrates;
Widener Library
005758163
3 2044 085 165 371